

h

02 / 2018

INFO

HOTTINGEN WIRTSCHAFTSGYMNASIUM
HANDELS- UND INFORMATIKMITTELSCHULE



Grosses wagen ...
... und Träume realisieren

EDITORIAL
INTERVIEW
AKZENT ENTREPRENEURSHIP

SEITE 2
SEITEN 4-5
SEITE 9

Wirtschaftsfrühstück / Seite 6-7

**Der Zürcher Zoo –
Bindeglied zwischen
Mensch, Tier und Natur**

Rede Abschlussfeier / Seite 8

**Ein Fundament, um die
Welt zu verstehen**

Deutschunterricht / Seite 12-13

Der krönende Abschluss

Internationale Zusammenarbeit /
Seite 15

**Ein Novum für die Kanti
Hottingen**

Sprachaufenthalt / Seite 16

Deux semaines à Vichy

Kolumne / Seite 20

**Das Kühlschranks-
Trauma**

TERMINE

5 / 12 / 2018
Forum KSH

20 / 12 / 2018
Weihnachtskonzert

6 / 3 / 2019
Besuchstag

HOTTINGEN IST DIE
KANTONSSCHULE FÜR
WIRTSCHAFT UND RECHT
MIT INNOVATIVEM
UND PRAXISBEZOGENEM
BILDUNGSANGEBOT IM
RAUM ZÜRICH.

Grosses wagen

Liebe Leserin,
lieber Leser

VON SANDRA NUSSBAUMER

Erwischt! Sie haben beim Anblick des Einhorns auf der Titelseite gerade ostentativ die Augen verdreht und dabei einen tiefen Seufzer ausgestossen. Jetzt hat es dieses im Mainstream über-präsente Fabelwesen, mit dem sich derzeit jedes Produkt vermarkten lässt, tatsächlich schon an eine Maturitätsschule geschafft! Doch ich kann Sie beruhigen: Dieses Einhorn bedeutet nicht den Anfang des Endes – weder dieser Zeitung noch dieser Schule, geschweige denn der westlichen Kultur. Dafür ist es viel zu fest darin verankert. Unlängst hat gar die NZZ am Sonntag einen historischen Abriss über die ikonografische Kraft des Einhorns publiziert.

Nebenbei bemerkt ist seine Kulturgeschichte eine höchst interessante. Sie hat ihren Ursprung wahrscheinlich im zentralasiatischen Raum und erstreckt sich über das alte Ägypten bis ins antike Griechenland, ihre Spuren führen aber gleichermassen ins chinesische Altertum wie zu den Kelten. Dass das Horn dieses Tieres in Pulverform wahlweise gegen Gefahren immun macht, die Potenz steigert oder aphrodisierend wirkt, gehört dabei zu den hinlänglich bekannten Mythen. Seine heilenden Kräfte machten das Einhorn denn auch zum Wappentier von Apotheken. Aber hätten Sie gewusst, dass dieses Fabelwesen aufgrund eines Übersetzungsfehlers lange Zeit in der Bibel Erwähnung fand?

Es ist gut möglich, dass die plötzliche Renaissance des Einhorns vor wenigen Jahren und der seither anhaltende Hype um dieses mittlerweile eher putzig denn mystisch anmutende Tier das gesteigerte Kitschbedürfnis der Menschen befriedigt und die Sehnsucht nach einer heilen Welt fern der Realität in dieser vermeintlich unsicheren Zeit stillt. Es steht allerdings nach wie vor symbolisch für Reinheit, Stärke und Kraft, und – seit Neuerem – auch für Träume und die Realisierung derselben.

So gesehen hätten sich die Schülerinnen und Schüler der 3. Klassen des Akzents «Entrepreneurship» vielleicht des Symbols des Einhorns bedienen sollen, zumal explodierende Verkaufszahlen jedweden Produktes garantiert gewesen wären. (Als «Ritter Sport» vor zwei Jahren eine Einhorn-Schokolade gelauncht hatte, war diese innert kürzester Zeit ausverkauft und auf Ebay wurden horrende Preise geboten für eine dieser quadratischen Tafeln.) Das war aber gar nicht nötig. Die Jugendlichen haben Grosses gewagt und ihren Traum vom eigenen Unternehmen realisiert – mit Erfolg. Ende Mai hat «ZüriPasta» den Schweizer Wettbewerb von Young Enterprise Switzerland für sich entschieden und durfte nun in den Sommerferien die Kanti Hottingen (und die Schweiz) am Europafinale in Belgrad vertreten. Und für den Getränkehersteller «Sprützig» geht die Erfolgsstory sogar noch weiter. Das Miniunternehmen wird nach diesem Projektjahr in eine GmbH überführt. Derweil stehen die neuen Schülerteams mit ihren Ideen bereits in den Startlöchern. Man darf gespannt sein. Pascale Vontobel jedenfalls hat diesen Sommer im Silicon Valley bereits einmal Unternehmer-Luft geschnuppert.

Grosses gewagt und gewonnen hat auch Lea von Bidder: Die ehemalige Schülerin der Kanti Hottingen ist Mitgründerin des Start-up-Unternehmens «Ava» und mit dem gleichnamigen Zyklustracker international erfolgreich. Mittlerweile wird sie zu den wichtigsten Jungunternehmern weltweit gezählt. Über Einhörner haben wir im Interview mit ihr zwar nicht gesprochen, über alles andere aber schon.



Redaktion

Bild oben: Sandra Nussbaumer

Bild unten: Barbara Ingold

Aus der Serie
«Wild Animals»



Unsere Frau im Silicon Valley

«Ava»-Gründerin und KSH-Absolventin Lea von Bidder über gesellschaftlich geprägte Rollenbilder, versteckten Sexismus und das Potenzial von «Data Science».

VON SANDRA NUSSBAUMER

Sie sind erst die zweite Frau, die wir in dieser Reihe interviewen.

Oh, das freut mich einerseits natürlich, ist andererseits aber auch sehr schade. Warum ist das so?

Wir führen Gespräche mit ehemaligen Schülerinnen oder Schülern, die eine ungewöhnliche Laufbahn eingeschlagen haben und einen Beruf ausüben, durch den sie mehr oder weniger in der Öffentlichkeit stehen. Da sind wir bei der Suche auf deutlich mehr Männer als Frauen gestossen.

Das kann gut sein. Ich führe sehr viele Diskussionen zu diesem Thema und stelle fest, dass Frauen sich weniger gerne exponieren als Männer. Vielen ist es unangenehm, sich hinzustellen und zu sagen «Hier bin ich und das mach ich!». Man könnte also sagen, das sei eine Frage des Selbstbewusstseins. Wenn man allerdings weiter darüber nachdenkt, erkennt man dahinter eine gesellschaftliche Prägung.

Inwiefern?

Gewisse dieser geschlechtertypischen Eigenschaften von Mann und Frau sind gesellschaftlich anerzogen. Es ist doch so: Bei Mädchen und Frauen ist es gerne gesehen, wenn sie lieb und nett sind, nicht zu laut, nicht aggressiv, sich etwas mehr zurücknehmen, bescheiden sind. Das sind die Attribute, die

wir als Gesellschaft Mädchen und Frauen zuweisen – auch heute noch.

Die Jungs und Männer dagegen sind wild, laut, frech, aber auch durchsetzungsstark und zielstrebig? Ist das nicht etwas arg klischiert?

Auf jeden Fall. Leider gibt es zahlreiche Beispiele dafür. Stellen Sie sich vor, eine Ihrer Schülerinnen sagt am ersten Schultag bei der Vorstellungsrunde, sie wolle nach der Matur an der HSG studieren, um später richtig Kohle zu machen. Das ist keine besonders weibliche Denk- oder Ausdrucksweise. Wenn das ein Junge sagt, erntet er Anerkennung. Wenn

«ZU DENKEN «MÄNNER SIND SO, FRAUEN SIND SO» IST QUATSCH!»

das eine junge Frau sagt hingegen kaum, im Gegenteil, ihre Ambitionen und ihr Ehrgeiz werden ihr wahrscheinlich noch negativ angelastet. Das Problem ist, dass einen diese liebe, nette Haltung nicht weiter bringt im Leben. Doch viele Frauen merken das oft erst viel später. Sie entscheiden sich für «etwas mit Menschen» oder «etwas Kreatives» und stellen dann fest, wenn sie Karriere machen wollen, dass das nicht reicht.

Junge Frauen wählen geistes- und sozialwissenschaftliche Fächer als Studium.

Genau. Viele Frauen studieren Sprachen, Geschichte, Kunst, Psychologie, Kommunikation. Und wenn sie sich tatsächlich für ein Studium der Wirtschaftswissenschaften entscheiden, dann landen sie im HR oder im Marketing. Nichts gegen diese Studienfächer, darum geht es nicht, sondern um die Frage, warum wir etwas wählen und nicht etwas anderes. Die gesellschaftliche Prägung beeinflusst unser Verhalten enorm. Die Auswirkungen auf die persönliche Karriere

sind das eine, aber letztlich bringt uns ein solches Denken auch als Gesellschaft nicht weiter und von einem volkswirtschaftlichen Standpunkt aus gesehen können wir es uns eigentlich gar nicht leisten.

Was ist also zu tun?

Ich würde mir wünschen, es gäbe einerseits mehr weibliche Vorbilder, die Karriere und Erfolg vorleben, und wir als Gesellschaft könnten uns andererseits von unseren festen Rollenbildern lösen.

...die es ja für beide Geschlechter gibt.

Stimmt, das betrifft die Männer genauso. Denken Sie etwa an Männer in Lehr- oder Pflegeberufen! Aber eigentlich ist es totaler Blödsinn, dass man – bloss aufgrund des Geschlechts – diese Unterscheidung macht und ständig sagt «Männer sind so, Frauen sind so». Das ist doch Quatsch!

Verfolgt man die Medienberichte über Sie, stellt man fest, dass sich auch Journalisten gerne dieser Klischees bedienen, indem sie Sie in tendenziösen Artikeln auf die Rolle der geschickten Marketingfrau reduzieren.

«Die PR-Frau von Ava», ja. Diese Art von Sexismus erlebe ich tatsächlich immer wieder. Letztlich wird mir damit unterstellt, dass ich es nicht aus eigener Kraft in eine solche Position schaffen könne. Diese Menschen sehen in mir eine Quotenfrau, weil meine Mitgründer drei Männer und alle 10 Jahre älter sind als ich. Weshalb sollten sie sonst mit mir zusammenarbeiten? In der Regel spreche ich eine solche Situation direkt an – da habe ich auch eine gewisse Verantwortung, finde ich, denn diese sexistische Haltung möchte ich nicht unterstützen –, aber ich bin auch schon bei Interviews aufgestanden und gegangen. Mir geht es dabei nicht so sehr um mich, sondern darum, dass in unserem Land ohnehin schon weibliche Vorbilder fehlen, und die, die es gibt, werden mit sexistischen Klischees beladen. Nein, ein solches Denken will ich wirklich nicht noch fördern.

Haben Sie schon immer Unternehmerin werden wollen?

Was für eine Frage! Ich habe das Wirtschaftsgymi an der Kanti Hottigen absolviert! (Lacht.) Im Studium wollte ich zwar erst noch Beraterin werden, das hat sich dann aber langsam geändert.

Dann war Ihre Karriere bis jetzt eine ziemlich klassische?

Na ja, in das Start-up-Business bin ich eher etwas reingerutscht. Doch vielleicht gehört das heute auch schon zum klassischen Karriereweg. Nach der Matur habe ich an der HSG den Bachelor in BWL gemacht. Anschliessend bin ich erst einmal ins Ausland und habe verschiedene Praktika absolviert, um schliesslich an der EM in Lyon, der Zhejiang Universität (China) und der Purdue University (USA) einen trinationalen Master in Entrepreneurship zu erwerben. Zum Ende des Studiums habe ich gemeinsam mit einer Kommilitonin meine erste Firma gegründet und eineinhalb Jahre in Bangalore, Indien, gelebt.

«DATA SCIENCE IST DAS ZUKUNFTS-TRÄCHTIGSTE STUDIENFACH.»

Was braucht es, um eine eigene Firma zu gründen?

Leidenschaft. Was mich auszeichnet, ist, dass ich mich wunderbar in Sachen vertiefe, ja mich fast schon darin verlieren kann. Ich kann mich an einem Freitagabend hinsetzen und



Lea von Bidder

bin am Sonntag immer noch dran, einfach weil mir das so Spass macht. Ich arbeite gerne und am liebsten an Sachen, in die ich richtig eintauchen kann. Daneben braucht es natürlich ein grosses Selbstbewusstsein und eine dicke Haut. Man muss viel einstecken und nach Rückschlägen oder Niederlagen immer wieder aufstehen können.

Wie sind Sie schliesslich zu «Ava» gekommen?

Das war ziemlich unspektakulär. Zwei meiner Mitgründer hatten eine erste Idee und haben Leute gesucht. Gleichzeitig war ich zurück in Zürich und auf der Suche nach einem spannenden Start-up. Wir haben uns getroffen und es hat gepasst. Der Vierte im Bunde ist ebenfalls auf diese Weise dazu gestossen. So haben wir gemeinsam «Ava» gegründet...

...und einen Zyklustracker entwickelt.

Genau. «Ava» ist ein Armband, das den Biorhythmus der Frau während des gesamten Zyklus aufzeichnet. Angezeigt werden die Informationen in einer App auf dem Smartphone. Im Gegensatz zu den gängigen Zyklus-Apps ist «Ava» viel präziser und kann so mit der grösstmöglichen Wahrscheinlichkeit die fruchtbaren Tage einer Frau anzeigen.

Wie funktioniert das?

Insgesamt werden neun Parameter erfasst, unter anderem Hauttemperatur, Ruhepuls, Atemfrequenz, Herzfrequenzvariabilität, Schlafdauer und -phasen. Das Armband wird in der Nacht getragen, weil da die Datenqualität höher ist. Man hat mehr Ruhewerte, weil es weniger Signalstörungen gibt. Deshalb ist die Messung genauer. Aus den drei Millionen Datenpunkten, die pro Nacht gemessen werden, entwickeln wir einen Algorithmus, der sagt: fruchtbar / nicht fruchtbar. Zwar arbeiten wir bei allem, was wir machen, mit

klinischem Backing, haben also neben den Informatikern auch ein Team von Medizinerinnen und führen Studien am Unispital Zürich durch, aber im Grunde machen wir nichts anderes als Datenanalyse. Darin steckt übrigens grosses Potenzial.

«ICH WÜRDTE MIR WÜNSCHEN, ES GÄBE MEHR WEIBLICHE VORBILDER, DIE KARRIERE UND ERFOLG VORLEBEN.»

...nämlich welches?

Nun, all die technischen Geräte und Systeme, die es heute gibt, die sammeln fröhlich Daten. Davon wird nur ein Bruchteil genutzt, einerseits aufgrund der gesetzlichen Bestimmungen, andererseits weil noch zu wenig erforscht ist, was damit alles möglich ist. Bei uns arbeiten viele Data-Scientists, aber die kommen oft aus verwandten Gebieten. Wir hatten einmal einen Mitarbeiter, der war vorher in der Erdbebenforschung tätig, weil Erdbeben ganz ähnlich funktionieren wie der Eisprung. (Lacht.) Die ETH hat vor kurzem einen Studiengang «Data Science» entwickelt. Also, wenn ich jetzt Schüler wäre, würde ich mir das einmal genauer ansehen. Das ist ein zukunftsträchtiges Studienfach.

Stellen wir die Gretchenfrage: «Ava», nun sag, wie hast du's mit dem Datenschutz?

Datenschutz ist ein sehr grosses und extrem spannendes Thema – unabhängig davon,

was wir bei «Ava» machen. Grundsätzlich gibt es in diesem Bereich – wie in vielen anderen auch – gewisse Standards, an denen wir uns orientieren. Für uns geht es darum, dass wir die Daten unserer Nutzerinnen so sicher verschliessen, dass nichts rausgeht. Diesbezüglich haben wir alles gemacht, was man machen kann. Wir verkaufen keine Daten und werden das auch nie tun.

Sie sind mit Ihrem Produkt sehr erfolgreich.

Ja, wir beschäftigen mittlerweile ca. 80 Mitarbeiter an vier Standorten: Zürich, San Francisco, Hong Kong und Belggrad.

Und woher kommt das Geld?

Von Investoren. Wir haben eine gute Mischung aus institutionellen, strategischen und privaten Geldgebern, die bisher in drei Runden – die erste 2015, die zweite 2016 und die letzte dieses Jahr – insgesamt 42 Millionen investiert haben.

2017 wurden Sie vom «Forbes Magazin» auf die Liste der 30 Jungunternehmer unter 30 gesetzt und vom Schweizer Wirtschaftsmagazin «BILANZ» kürzlich zu den 100 (Erfolg-)Reichsten unter 40 gezählt. Für welche Bereiche des Unternehmens sind Sie verantwortlich?

Ich leite das Marketing von «Ava» plus das Customer-Success-Team und damit auch die Offices in San Francisco und Hong Kong.

Warum sind Sie nach San Francisco gegangen?

Die USA haben den grössten Markt, was natürlich sehr attraktiv ist. Eine Firma wie die unsere könnte den amerikanischen Markt allerdings nicht von der Schweiz aus bedienen. Dass unsere Büros in San Francisco sind, hat seinen Grund darin, dass wir vor allem

Digital- bzw. Online-Marketing machen. Und im Silicon Valley gibt es Leute, die das richtig gut können. Die Entwickler wiederum sitzen hier in der Schweiz und in Serbien. Dort gibt es wunderbare Informatiker, wirklich sehr gute Leute, auch Frauen.

«WAS ES ALS UNTERNEHMERIN BRAUCHT, IST LEIDENSCHAFT.»

Wie hoch ist denn der Frauenanteil bei «Ava»?

Der liegt bei ca. 70%. Bei uns arbeiten auch viele Frauen im technischen Bereich.

Wäre diese Tech-Welt für Sie auch eine Option gewesen?

Als ich damals vor der Wahl des Gymitypus stand und überlegte, ob ich ans MNG soll, ist das kurz Thema gewesen, ja. Nachdem ich mich für das Wirtschaftsgymi und die Kanti Hottingen entschieden hatte, allerdings nicht mehr. Nach der Uni habe ich noch versucht, das ein bisschen zu korrigieren, indem ich programmieren gelernt habe. Ich würde mir jedoch wünschen, Mädchen würden in technischen Berufen stärker gefördert. Aber eigentlich müssten alle viel früher schon programmieren lernen. Denn das wird die Zukunft sein.

Welches Potenzial steckt in «Ava»?

Ein sehr grosses! Ich glaube, wir kratzen mit unserem Zyklustracker gerade mal an der Oberfläche, darunter gibt es allerdings noch sehr viel zu entdecken und zu entwickeln. Unsere längerfristige Vision ist es, Frauen durch alle Lebensphasen hindurch mit unserer datengestützten, klinisch erprobten Technologie zu unterstützen. Schwangerschaftsmonitoring beispielsweise ist ein sensibler Bereich, in dem wir mehr machen möchten. Grosses Potenzial liegt aber auch in der nonhormonellen Verhütung. Aber das ist momentan noch Zukunftsmusik.

Der Zürcher Zoo – Bindeglied zwischen Mensch, Tier und Natur

Alex Rübel, Direktor des Zürcher Zoos, zeigte am Wirtschaftsfrühstück vom 12. Juni auf, dass hinter dem Zoo viel mehr steckt als Tiere in Gehegen, deren Vorführung dem Publikum Unterhaltung bietet.

VON VERENA STAUFFACHER

Als gemeinnützige Non-Profit-Aktiengesellschaft ist der Zoo gleichermassen ein Unternehmen wie eine Kulturinstitution und liegt zu 75 % in privaten Händen. Stadt und Kanton Zürich sind mit einer Sperrminorität von 25 % beteiligt, damit der Zoo das Land, auf dem er sich befindet, nicht verkaufen kann. Auf Dividenden können die rund 13'500 Aktionäre nicht zählen, da der gesamte Gewinn reinvestiert wird. Immerhin erhalten sie jährlich eine Eintrittskarte in den Zoo im Wert von 26 Franken, was bei einem Aktienpreis von 150 Franken eine höhere Rendite sei als bei anderen Wertpapieren, wie Rübel leise schmunzelnd erwähnt. Die privatrechtliche Gesellschaftsform garantiert dem Zoo Flexibilität und kurze Entscheidungswege und ermöglicht es ihm, trotz Subventionierung wo angezeigt auch Risiken einzugehen, was einer rein staatlichen Institution so nicht möglich wäre.

Lebendige Attraktivität statt Disneyland

Alex Rübel sieht den Zoo als Kulturinstitution, «die gemacht ist von Menschen für Menschen mit dem ideellen Ziel, einen Beitrag zu leisten zur Erhaltung der Tierwelt und der Natur». Es sei wichtig, dass die Menschen in der Stadt sich mit der Natur verbunden fühlen. Die Vision des Zoos ist es, als Motivator einer starken Mensch-Tier-Beziehung, als Botschafter und PR-Agentur für die Tierwelt und die Natur sowie als Kompetenzzentrum für Arterhaltung zu agieren. Es gehe nicht darum, Hochschulwissen zu vermitteln, sondern den Besuchern den Kontakt zu lebendigen Tieren zu ermöglichen, und das auf eine attraktive,

faszinierende, aber auch sensibilisierende Art. «Attraktiv sein heisst nicht, dass wir Disneyland sein wollen, sondern wir wollen mit realen, lebenden Tieren die Besucher in den Bann ziehen. Wenn uns das gelingt, dann kann der Zoo einen Beitrag leisten als potentes Naturschutzzentrum und als Netz zwischen Mensch, Tier und Natur», fasst Rübel die Zielsetzung zusammen. Die Hauptherausforderung sieht er darin, das Publikum zu motivieren, sich nicht nur als Zuschauer begeistern zu lassen, sondern sich in der Folge für den Erhalt der Natur und der Tierwelt zu engagieren.

Die Nähe zum Tier ist essenziell

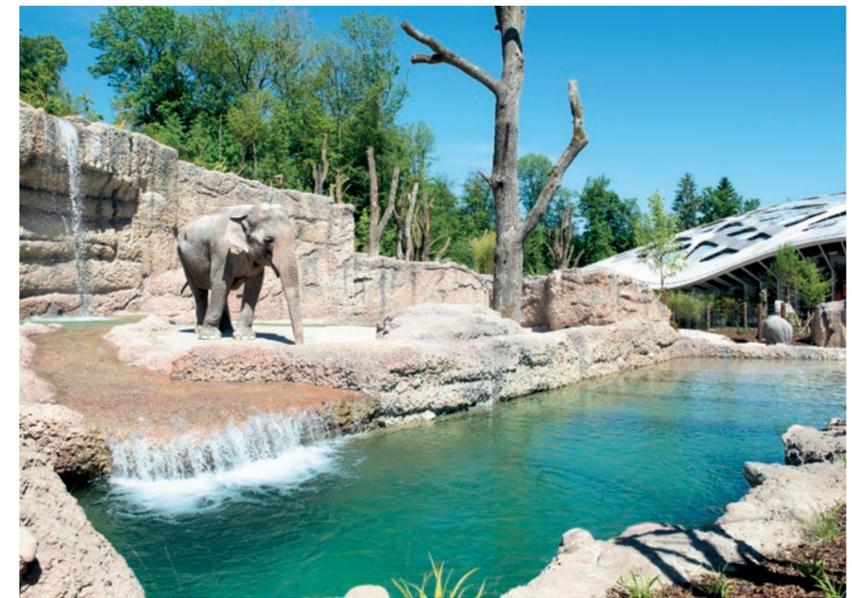
Die Latte zur Erreichung dieses Ziels legt der Zoodirektor hoch: Nicht weniger als Weltklasse will der Zoo dort sein, wo er seine Schwerpunkte setzt. Aus dem unternehmerischen Blickwinkel betrachtet heisst das, ein einzigartiges, qualitativ hochstehendes, ideell avantgardistisches und korrektes Produkt für Zürich zu entwickeln. Dies bedinge, das Publikum zu begeistern und zum Mitmachen zu bewegen, damit es sich mit dem Zoo identifizieren könne und ihn letztlich auch unterstütze. Erreicht wird dies etwa, indem die Besucher nahe an die Lebensräume der Tiere herangeführt werden und ihnen ohne hinderliche Glasscheiben auf Augenhöhe

begegnen können, wie etwa beim Bärengehege. Es liegt höher als die Zuschauerzone und ist von dieser durch einen drei Meter breiten, tiefen und für die Besucher kaum sichtbaren Graben abgetrennt. Wenn sich die Bären dem Graben nähern, entsteht bei den Zuschauern der Eindruck, man sei Teil ihres Bewegungsraums, was das Gefühl eines unmittelbaren Kontakts auslöst. Neben derartigen emotionalen Erlebnissen haben Informationsvermittlung, Forschung sowie der Beitrag zum Arten- und Lebensraumschutz einen hohen Stellenwert.

Der Zoo als Botschafter von Natur und Tier

Wer meint, die artgerechte Tierhaltung sei ein Ziel des Zoos liegt falsch. «Tierhaltung ist ein Mittel zum Ziel, ein Erlebnis für den Zuschauer zu kreieren und Wissen zu vermitteln, nicht aber das Ziel selbst», erklärt Rübel. «Die Tiere müssen gezeigt werden können, sonst hat der Zoo keine Berechtigung», ist er überzeugt. Das Kerngeschäft seines Betriebs sieht er darin, als Botschafter der Natur und der Tiere erfolgreich mit den Besuchern zu kommunizieren, und zwar möglichst direkt. Dies erreicht man unter anderem mit den rund 3000 Führungen, die jährlich im Zoo durchgeführt werden.

Um die angestrebte hohe Qualität des Tierparks zu sichern, unternimmt der Zoo einiges. An erster Stelle steht, die Tiere attraktiv zu präsentieren, aber so, dass ihnen natürliche Verhaltensabläufe möglich sind. Ebenfalls dazu gehören Nachzuchtungen von Tieren, die Zusammenarbeit mit anderen Zoos und Wildnisreservaten zur Arterhaltung einzelner Tiere, Forschung im Naturschutzbereich und schliesslich auch die ökonomische Effizienz. «Je besser wir ökonomisch unterwegs sind, desto mehr können wir in unsere ideellen Zielsetzungen investieren», so Rübel.



Kaeng Krachan Elefantenpark im Zoo Zürich (Copyright: Jean-Luc Grossmann)

Gönner und Sponsoren ermöglichen Investitionen

Eine entscheidende Rolle spielt das Image des Zoos, dessen Pflege der Direktor einen Grossteil seiner Arbeitszeit widmet. Der gute Ruf nicht nur in der Bevölkerung, sondern auch in der Wissenschaft, etwa in Bezug auf die Arterhaltungsprogramme, wird via Medien zu Gönnern und Sponsoren transportiert, die mit Geldgeschenken Investitionen wie etwa den Masoala-Regenwald oder die Elefanten-Anlage überhaupt erst ermöglichen. Letztere sorgen zudem mit Aktionen für ihre Kunden dafür, dass Tausende von Besuchern in den Zoo kommen. Der eigentlichen Betrieb des Unternehmens finanziert sich aus Eintritten (rund 51%), Subventionen (rund 25%) sowie aus Sponsoring, Patenschaften, Shop-Erlösen und Finanzerträgen.

Der Aufschwung des Zoos gibt dem Direktor recht

Aus dem aufschlussreichen Referat von Alex Rübel sprechen nicht nur sein riesiges Engagement und seine felsenfeste Überzeugung für die Sache, sondern auch eine grosse Portion Passion und Liebe zu Tieren und zur Natur. Bereits als Kind von Tieren fasziniert, wurde er Tierarzt, empfand sich aber als solcher eher als «Feuerwehrmann, weil ich immer erst mit den Tieren in Kon-

takt kam, wenn es brannte, sprich: wenn sie krank waren». Dass er sich in seiner heutigen Funktion anders für die Tiere einsetzen, auch präventiv tätig sein kann, befriedigt ihn offensichtlich sehr. In den bisher 25 Jahren seines Wirkens für den Zürcher Zoo hat er diesem zu einem grossen Aufschwung verholfen. Die Fläche hat sich verdoppelt, der Spendeneingang summiert sich auf insgesamt 176 Millionen Franken (wovon 52 Millionen allein für die Masoalahalle eingingen), jährlich besuchen rund eine Million Menschen den Zoo – die Zahlen beeindruckend und sind Ausdruck dafür, dass Rübel mit den Visionen, mit denen er die Zooleitung übernahm, richtig lag. Nicht dem grössten Zoo wollte er vorstehen, sondern einem Qualitätszoo. Zudem setzte er Schwerpunkte: «Man kann nicht alles gut machen. Im Laufe der Zeit haben wir deshalb gewisse Tierarten aufgegeben, was bei den Pflegern der betroffenen Arten auch etwa für Enttäuschung sorgte.» Tiere, die aufgrund der Schwerpunktsetzung aus dem Zürcher Zoo ausquartiert werden, finden ein neues Heim in einem anderen, dafür besser geeigneten Tierpark. Mit einer weitsichtig angelegten Geburtenkontrolle wird auch dafür gesorgt, dass nicht mehr Junge geboren werden, als der Zoo selbst halten oder anderswo gut unterbringen kann.

Wichtig sei dem Zoodirektor immer das Bewusstsein gewesen, dass es nicht um seinen Zoo gehe, auch nicht um jenen der Mitarbeitenden, sondern um die Zielsetzung, den Zoo in der Bevölkerung so zu verankern, dass er eine Aufgabe gegenüber der Gesellschaft wahrnehmen könne. Die allgemeine Wahrnehmung, der Zoo sei eine Institution primär für Kinder, wollte er aufbrechen. Gelungen ist ihm dies durch ständige Präsenz, sei es in der Wirtschaft, der Politik, aber auch in der breiten Bevölkerung. Dies etwa schon früh mit Events für Erwachsene mit dem Ziel, diese zu faszinieren. «Damit bringen wir viele Leute in den Zoo, die sonst nicht kämen.»

Ideelle Werte vor monetärem Gewinn

Bei alledem geht es ihm nicht primär ums Geld, sondern um die Vermittlung von Werten, auch wenn er, wie er sagt, «wohl der grösste Bettler der Stadt Zürich» sei. Einer dieser Werte ist der Naturschutz, der nicht nur den Tieren, sondern vor allem auch den Menschen zugutekommt, «denn wir leben von der Natur». Für ihn sind dazu nicht Verbote das Mittel der Wahl, sondern das Kreieren einer Wertegemeinschaft, zu der alle ihr Möglichstes beitragen. Zum Thema «artgerechte Tierhaltung» wartet Rübel mit einer kleinen Geschichte auf: Den Raubtieren werden nach Möglichkeit ganze tote Tiere, etwa Kaninchen, verfüttert. Dies führte an einem Ostersdienstag zu Beginn seiner Karriere zu einer Frontseite in einer Zürcher Wochenzeitung unter dem Titel «Der Zoo verfüttert den Osterhasen», begleitet vom Bild weinender Kinder. Hier gelte es,

dem Publikum zu vermitteln, dass diese Fütterungsmethode der Natur nahekomme, was heute mit entsprechenden schriftlichen Hinweisen bei den Gehegen getan wird.

Vermittlung und Bildung als grösstes Potenzial

Angesprochen auf die Zukunft, glaubt der Zoodirektor aufgrund der Weltentwicklung, dass die Distanz des Menschen zur Natur noch grösser werde und somit das Bedürfnis nach Nähe zu den Tieren weiter steige. Das heisse nun nicht, dass immer mehr Tierarten aufgenommen und gezeigt werden sollen. Vielmehr sieht er im vermittelnden, bildenden Bereich das grösste Potenzial des Zoos. Nebst Schulprogrammen wird deshalb neu auch Erwachsenenbildung angeboten. Mit seinem lebhaft applaudierten Auftritt an der KSH hat Alex Rübel einen weiteren konkreten Schritt in diese Richtung gemacht.

Ein Fundament, um die Welt zu verstehen

«Arena»-Moderator Jonas Projer denkt in seiner (hier gekürzten) Rede an der Abschlussfeier der H3-/I3-Klassen über Gemeinsamkeiten zwischen dem SRF und der Kanti Hottingen nach.



schule Hottingen wohl auch gelangweilt. Sie haben Schultage überstanden, an denen Sie bekommen haben, was Sie gar nicht wollten, und nichts von dem, was Sie wollten. Und Sie werden sich gedacht haben: «Man hätte wirklich Besseres zu tun!» Und genau da hat ein öffentlich finanziertes Fernsehen durchaus seine Parallelen mit der Schule. Auch bei SRF gehört die Langeweile manchmal dazu. Ein Medien-Obligatorium wurde zwar noch keines eingeführt: Fernsehschwänzen ist erlaubt. Doch die ganze Idee des SRF ist, dass wir zwischen dem Unterhaltssamen und Spektakulären auch das Langweiligere, Relevante unterbringen. Diese Relevanz lässt sich nicht nur zwischen Sendungen, sondern ganz gut auch in Sendungen verstecken. Zum Beispiel in der «Arena».

VON JONAS PROJER

Das Fernsehen mit der Schule zu vergleichen? Auf diese Idee wäre noch vor wenigen Jahrzehnten keiner gekommen. Das Radio: Vielleicht! Aber sicher nicht das Fernsehen, das uns doch nur «verdummt». Das Fernsehen, von dem man viereckige Augen bekommt, wenn man es zu lange schaut. Heute aber ist dieser Vergleich gar nicht mehr so ungewöhnlich. Ist das Fernsehen etwa besser geworden? Oder ist nur alles andere noch viel schlechter geworden, wie ein Kulturpessimist sagen würde? Oder war das Fernsehen gar nie so schlecht, wie es die damaligen Kulturpessimisten gemacht haben? Jedenfalls hat sich der Ruf des Fernsehens verbessert. Und es wird mir wahrscheinlich der eine oder die andere von Ihnen zustimmen, wenn ich sage, dass auch die «Tagesschau», die «Rundschau», vielleicht sogar die «Arena» mit ein bisschen Grosszügigkeit als «Schule» verstanden werden könnten. Womit aber verdient sich ein öffentlich finanziertes Fernsehen wie jener Sender, für den ich arbeiten darf, diesen Vergleich? Zuvorderst, so glaube ich, weil SRF wie auch die Schule die Pflicht haben – und das wird Sie überraschen – die Pflicht, manchmal langweilig zu sein zu müssen. Ich will Ihren Lehrpersonen nicht zu nahe treten. Aber Sie, liebe Absolventinnen und Absolventen, haben sich an der Kantons-

Dass nicht nur die offensichtlich nützlichen Fächer angeboten werden, die uns zu Berufsleuten bilden, sondern auch die weniger offensichtlich nützlichen Fächer, die uns zu Bürgern bilden.

Natürlich haben Sie Wahlmöglichkeiten. In der Schule bei den Wahlpflichtfächern – und beim SRF kann ich als Zuschauer wählen, welche Sendung ich mir ansehe, und welche nicht. Doch das Programm als Ganzes ist eben kein Wunschkonzert bei SRF. Wir stellen unsere Sendungen nicht nur nach dem Geschmack des Zuschauers zusammen. Dieses Modell – ein Fernsehen nur nach dem eigenen Geschmack, ein «Wunschkonzert» – das gibt es ja schon. Es ist das Modell Netflix. «Non-lineare Plattformen» heisst das dann, «personalisiertes Fernsehen». Da wird einem genau das angeboten, was man voraussichtlich will. Und es wird einem nur das angeboten. Alles andere, möglicherweise Langweilige, wird einem nicht einmal angezeigt. Ich mag Netflix. Und vielleicht wird sich ja auch SRF in eine solche Richtung entwickeln, entwickeln müssen. Doch wenn wir hier den Vergleich anstellen zwischen Schule und Fernsehen – und wenn wir argumentieren, dass beides kein reines Wunschkonzert sein darf – dann lassen sich bei einem solchen «Fernsehen à la carte» durchaus kritische Fragen stellen. Liebe Absolventinnen und Absolventen: Wenn ich mich hier so reden höre, dann töne ich fast ein wenig «lehrerhaft». Das hat man mir ja damals, als ich bei der «Arena» anfing, auch manchmal geschrieben: Ich würde zu «lehrerhaft» moderieren. Ich habe das als freundliche Empfehlung verstanden, das Gespräch etwas spontaner zu führen, etwas mehr Chaos zuzulassen in der «Arena». Aber so ganz und gar möchte ich mich dieses «lehrerhaft» nicht verwehren. Ein bisschen «lehrerhaft» möchte ich als Journalist sein. Ich finde es gar nicht so schlecht, wenn man sich als Journalist oder als Lehrerin beziehungsweise Lehrer ein gewisses Selbstverständnis bewahrt, dass man manche Dinge besser weiss. Solange man dabei nicht zum Besserwisser wird, was etwas anderes ist. Ich sage nicht, dass wir zurück sollten: In der Schule zurück zum autoritären Frontalunterricht. Im Fernsehen zurück zum Verlautbarungsjournalismus. Und doch bin ich davon überzeugt, dass ich als Journalist

manche Dinge «besser weiss» oder sachlicher darstelle, als ein Zuschauer, der in einer Kommentarspalte auf unserer Webseite seine Wut niederschreibt. Genau so, wie es wohl Konsens ist, dass eine Lehrerin oder ein Lehrer manche Dinge «besser weiss». Ich finde: Wir sollten dieses «besser wissen» weder fürchten noch ablehnen. Wir sollten es erwarten und verlangen. Besonders von jenen, die wir mit öffentlichen Geldern finanzieren.

Denn – und das ist die letzte Gemeinsamkeit, die ich hier ansprechen möchte – SRF und Ihre Schule sind beide öffentlich finanziert. Alles hier ist mit Steuergeldern bezahlt, im Falle von SRF mit Gebührgeldern. Und diese Finanzierung verpflichtet. Jede Finanzierung verpflichtet: Wenn ich von Werbegeldern lebe, bin ich meinen Werbekunden verpflichtet. Ich schulde ihnen eigentlich nur eines: hohe Quoten. Grosse Reichweiten für ihre Werbung. Und wenn ich von einer öffentlichen Finanzierung lebe, wie SRF, muss ich der Öffentlichkeit etwas zurückgeben: Nicht nur Informationen, sondern auch die Einordnung dazu. Keine Meinungen, sondern Unterstützung bei der eigenen Meinungsbildung. Und genau gleich ist es doch auch bei Ihrer Schule. Auch Ihre Schule muss der Öffentlichkeit, jedes Jahr neu, etwas zurückgeben. Sie ahnen vielleicht, auf was ich hinauswill: Was Ihre Schule der Gesellschaft zurückgibt, das sind Sie, liebe Absolventinnen, liebe Absolventen. Nicht nur fähige Berufsleute, die bereit sind für den Einstieg ins Berufsleben, sondern verantwortungsvolle Bürgerinnen und Bürger.

•

«ZüriPasta» am europäischen Finale in Belgrad

Nach dem Sieg des Schweizer Wettbewerbs vertreten vier Hottinger Jugendliche die Schweiz in Belgrad.

VON BEDA A. RIKLIN

Am Finale des Jungunternehmerwettbewerbs Ende Mai 2018 kürte die Jury von Young Enterprise Switzerland (YES) das Hottinger Miniunternehmen «ZüriPasta» zum besten der Schweiz. Über 200 Start-ups aus der ganzen Schweiz hatten am Wettbewerb teilgenommen. Weitere Hottinger Miniunternehmen waren am Finale in Zürich erfolgreich. Neben dem Sieger «ZüriPasta» klassierten sich «Ratzfatz» und «L'Or Occulte» in den Top 8 des Wettbewerbs. «Ratzfatz» gewann zudem den Award für die beste Bühnenpräsentation. «ZüriPasta», bestehend aus den Schülern Marc Bartels, Vincent Strobos, Kai Vogt und Armel Wetchoko der Klasse G3d/G4d setzten

mit dem Schweizermeistertitel die Tradition erfolgreicher Hottinger Miniunternehmen fort. In den Jahren 2012 und 2017 hatten bereits «Sackstarch» und «Smartbottle» den grössten weltweiten Start-up-Wettbewerb auf Sekundarstufe II in der Schweiz gewonnen, der europaweit von Junior Achievement Europe (JA) ausgetragen wird.

«ZüriPasta» produziert in der Region Zürich handgemachte, innovative Pastasorten, darunter auch die erste Pasta aus Insektenmehl in der Schweiz. Die Jury attestierte dem jungen Team konstante Professionalität sowie herausragende Verkaufszahlen. Das Jungunternehmen habe es geschafft, «ein eigentlich simples und herkömmliches Produkt geistreich und kreativ zu vermarkten und mit der Geschichte Zürichs zu verbinden», so das Urteil der Experten. Ausserdem sei es den Verantwortlichen gelungen, ein «solides Vertriebsnetz» aufzubauen. Das Unternehmen verkauft seine Pasta bei diversen Detailhändlern in der Region Zürich sowie in der Feinkostabteilung vom Jelmoli Zürich.



Vincent Strobos, Kai Vogt, Armel Wetchoko und Marc Bartels mit ihren «ZüriPasta»

INFOBOX

Akzent Entrepreneurship

Der Akzent Entrepreneurship wird seit 2011 am Wirtschaftsgymnasium der Kanti Hottingen angeboten. Dabei bilden unternehmerisches Denken und Handeln ein thematisches Schwergewicht. Während den vier Schuljahren werden als Ergänzung zum wirtschaftlich-rechtlichen Profil besondere praxisorientierte Akzente gesetzt und die Schülerinnen und Schüler haben die Möglichkeit, entweder ein eigenes Miniunternehmen zu gründen oder ein Unternehmenspraktikum zu absolvieren.

Weitere Infos unter:

www.ksh.ch/angebot/wirtschaftsgymnasium/akzent-entrepreneurship/
www.yes.swiss

•

Komplimente auf Knopfdruck

Eine innovative App für einen guten Zweck

VON PASCALE VONTOBEL (G3C)

In der ersten Ferienwoche habe ich an einer Projektwoche von «BizSmart» im Silicon Valley teilgenommen. Die Teilnehmer waren alle zwischen 15 und 19 Jahre alt und kamen aus diversen Regionen der Welt. Das Ziel der Woche war, ein Produkt zu innovieren und dieses Investoren so zu präsentieren, dass diese investieren wollten.

Um uns über den Ablauf eines solchen Prozesses zu informieren, haben wir am zweiten Tag einen Event bei Google besucht. Dort haben Start-ups aus verschiedensten Ländern ihr Produkt präsentiert und um ein mögliches Investment von Google oder anderen Investoren geworben.

Für unsere eigene Arbeit sind wir von einem zentralen Problem in den USA ausgegangen: Die hohe Selbstmordrate bei Teenager. Wir haben eine App programmiert, welche Jugendlichen in ihrer Situation helfen soll – Compliments.

Die App funktioniert so: Man registriert sich und gibt an, welche Schule man besucht. Danach erscheint eine Liste mit Namen von anderen Personen, die sich ebenfalls registriert haben. Aus dieser Liste wird eine Person ausgewählt und man schreibt ihr eine positive Nachricht, ein Kompliment. Die andere Person erhält die Nachricht und liked diese. Pro Like erhält die Person, welche die Nachricht geschrieben hat, zehn Punkte. Diese Punkte werden zu allen in der gleichen Schule gesammelten Punkten addiert, der, in einen Geldbetrag umgerechnet, für einen guten Zweck gespendet wird. Damit wird nicht nur depressiven Teenagern geholfen, sondern auch anderen Menschen in Not. Bezahlt wird dieser Betrag von Unternehmen, für die wir Werbung auf der App machen. Die App «Compliments» wird ab kommenden September im App-Store erhältlich sein, allerdings nur für Schulen in den USA. Wir arbeiten aber weiter an einer Version für Europa.

Für mich persönlich war die Arbeitswoche mit «BizSmart» sehr lehrreich. So habe ich am effektiven Beispiel gesehen, wie aus einer einfachen Idee schliesslich ein Geschäftsmodell entstehen oder sogar ein Unternehmen gegründet werden kann. Dass ein 15-jähriger High-School-Schüler diese Idee hatte, auch die App programmierte und nun Unterstützung für seine Idee sucht, finde ich sehr beeindruckend.

www.complimentsapp.com

•



Der krönende Abschluss

Wir präsentieren die besten Aufsätze der Matur- und der Berufsmaturprüfungen.



auch deine Eltern. Doch als du älter wurdest und vom Segen der Kindheit nicht mehr beschützt warst, hast du leider etwas von dieser Leichtigkeit und Unschuld verloren. Du hast gemerkt, dass dir nicht alle Menschen immer nur Gutes wollen. Hast Schmerz, Trauer und Wut erfahren. Hast die Ungerechtigkeit, mit der wir Menschen in dieser Welt zu kämpfen haben, erfahren. Hast die Verletzlichkeit einer ersten Liebe, die in Brüche geht, am eigenen Leibe gespürt. Diese Erfahrungen, so normal und alltäglich sie scheinen mögen, haben dich im Innersten deines Seins verwirrt. Du konntest nicht verstehen, wieso wir nicht einfach alle harmonisch und friedlich miteinander umgehen können. Du konntest auch nicht verstehen, wieso es Durchsetzung und Härte braucht, um sich in dieser Gesellschaft einen Platz zu verschaffen. Immer mehr wurde aus diesem fröhlichen und unbeschwerten Wesen ein verschlossenes und leidendes Gemüt. Deine Mutter und ich haben uns an manchen Tagen grosse Sorgen gemacht, als du mit weinenden Augen aus der Schule gekommen bist, wenn du wieder mal Streit mit einer deiner Mitschülerinnen oder einem Lehrer hattest. Wie oft haben wir miteinander geredet, wie oft habe ich dich ermutigt, als du keinen Ausweg mehr aus deinem Schmerz gesehen hast. Ich habe dir immer gesagt, mit der Zeit werde sich alles von alleine einpendeln. Und zum Glück sollte ich recht behalten. Als du langsam aus dem Pubertätsalter herausgewachsen bist, beruhigte sich endlich auch dein rastloser und leidender Geist. Vielleicht hast du eine dickere Haut entwickelt oder aber einfach mehr Selbstbewusstsein gewonnen. Ich weiss nicht, was genau deine liebevolle, unbeschwerte und fröhliche Wesensart aus der Kindheit zurückgeholt hat. Vielleicht hast du einen Weg gefunden, mit allen positiven und negativen Facetten, die das Menschsein ausmachen, umzugehen. Lange ist es her,

seit ich dich mit verweinten Augen gesehen habe. Auch die letzten zwei Jahre deiner Schulkarriere waren kein Kampf mehr und am Ende bist du geradezu locker zu deinem Abschluss spaziert. Nicht selten sah ich dich Konfliktsituationen sogar mit einer faszinierenden Leichtigkeit meistern. Und nun, da du mit der Schule fertig bist, fängt das Leben erst richtig an. Dafür möchte ich dir ein paar Weisheiten mit auf den Weg geben.

Du hast nun eine Palette von Möglichkeiten: Du könntest studieren und dich in ein Fach, das dich wirklich interessiert, vertiefen. Da du sehr naturverbunden bist, wären naturwissenschaftliche Fächer wie zum Beispiel Biologie bestimmt keine schlechte Wahl. Ich könnte mir bei dir auch etwas Künstlerisches wie Musik oder Literatur gut vorstellen. Aber bitte lass dich von meinen Empfehlungen nicht bedrängen. Wähle etwas, das du wirklich willst und begehe nicht denselben Fehler wie ich, der ich mich in meiner Studienwahl zu stark vom Vater habe beeinflussen lassen. Und sei unbesorgt, dass du mich und deine Mutter nur mit einem Studium stolz machen würdest. Du könntest von mir aus alles Mögliche machen, solange es mit deinen wahren Empfindungen übereinstimmt. Wenn du vorerst gerne die Welt bereisen oder in Australien auf einer Farm arbeiten wolltest, soll dich nichts davon abhalten. Aber hüte dich vor den giftigen Schlangen, die sich hartnäckig in einem deiner Schuhe verstecken könnten!

Es beginnt ein neuer Abschnitt in deinem Leben, und diesen mit einer Öffnung deines kulturellen Horizonts zu beginnen, würde sich langfristig sicherlich als Gewinn herausstellen. So, wie wir in unserem Land leben, ist nicht selbstverständlich. Es ist nicht die einzige und vielleicht auch nicht

die gottgegeben richtige Art. Wir sind wohl die technologisch fortschrittlichste Kultur, aber beileibe nicht die glücklichste. Lass dich von anderen Völkern inspirieren. Es braucht neue Vordenker, die unsere Gesellschaft in eine Richtung lenken, die keinen Nährboden für soziale Ungerechtigkeit bietet, aus der Verbrechen und Kriege hervorgehen. Die Fokussierung auf die permanente Effizienzsteigerung ist zu einseitig.

Von all dem, was ich dir erzählte, weisst du, dass dir das Reisen auch sonst viel Schönes und Wertvolles bringen kann. Du kannst die Wunder der Natur in allen Facetten sehen, sei es die Wüste, die Berge oder den Ozean, die dich deine Verbundenheit zu allem erleben lassen. Aber auch mit Menschen kannst du unvergessliche Erlebnisse haben. Ich habe auf meinen Reisen viele Freundschaften geschlossen, und vor allem bin ich so deiner Mutter begegnet – neben dir und deinen Geschwistern das für mich Wertvollste in meinem Leben.

Möge dieser Brief dir als ein Wegweiser für die bevorstehenden Etappen deines Lebens dienen. Egal was passiert und für was du dich entscheidest, deine Mutter und ich werden immer hinter dir stehen!

Alles Liebe, Dein Vater

•

Brandstifter für die Zukunft

VON LUKAS HELM (EHM. G4A)

Schaut man sich die gegenwärtige politische Landschaft an und vergleicht sie mit der vor 80 Jahren, stellt man mit Schrecken fest, dass sich die Lage wieder ähnlich zuspitzt wie im «Zeitalter des Faschismus». Vor wenigen Jahren noch bedeutungslose Parteien wie die AfD oder der Front National mischen heute in der öffentlichen Meinungsbildung und erzielen nennenswerte politische Erfolge. Ist dieses Aufbegehren des Rechtspopulismus eine Reaktion auf die Globalisierung und die damit verbundenen gesellschaftlichen Umbrüche oder befinden wir uns momentan in der eher rechtsgerichteten Phase eines natürlichen politischen Zyklus?

Eine Erklärung von rechtem, aber auch linkem Extremismus lautet, dass das eine dem anderen Aufschwung gibt. Man kann dieses Phänomen vielerorts beobachten, aber meiner Meinung nach das beste Beispiel dafür ist die Situation in Europa zwischen den beiden Weltkriegen. Anfangs erlebte die Linke viele Erfolge und der Sozialismus breitete sich aus. Dadurch entstand jedoch bald eine Gegenbewegung, in welcher sich die Verlierer der neuen politischen Ordnung zu etablieren versuchten. Unglücklicherweise eskalierte die Situation und ehe wir es realisierten, waren die Demokratie und all ihre Errungenschaften dahin. Nun könnte man die Vermutung anstellen, dass die Leute für den Zweiten Weltkrieg verantwortlich sind, welche der doch so gut funktionierenden Gesellschaft den Sozialismus und die Demokratie aufzuzwingen versuchten. Es sind auch heute die Menschen, die unserer funktionierenden Gesellschaft eine multikulturelle Haltung aufzwingen wollen, welche Konflikte provozieren. Sie halten sich vielleicht für besonders human und intelligent, doch eigentlich stürzen sie die Gesellschaft in eine Krise.

Wenn man will, kann man diesen Leuten die Schuld in die Schuhe schieben, doch man muss sich zuerst fragen, ob und wann unsere Gesellschaft überhaupt richtig funktioniert. Ein gesundes Zusammenleben vieler Menschen bedeutet, dass jeder Mensch möglichst frei ist und seinen individuellen Bedürfnissen nachgehen kann, ohne dabei die Freiheiten anderer zu tangieren. Es gibt aber leider Situationen, wo genau dies geschieht. Wenn zum Beispiel die konservative, eher weniger tolerante Schweizer Hausfrau einer Muslimin mit Kopftuch begegnet, dann versucht sie vielleicht mit der nächsten Volksabstimmung zum «Verhüllungsverbot» deren Rechte einzuschränken. Das Ziel ist es schlussendlich, durch Integration andere Kulturen der unseren soweit anzupassen, bis sie mit unserer Kultur kompatibel sind. Es ist offensichtlich eher ein trügender Schein, dass wir wirklich so multikulturell sind. Entweder wir passen uns an die Gesellschaft in einem bestimmten Land an oder wir leben, mit uns kulturell Gleichgesinnten, in einer Art Blase. Beides ist eigentlich nicht wirklich multikulturell. Multikulturalität erfordert die totale Akzeptanz anderer Lebensweisen, sodass eine Durchmischung stattfinden kann. Doch wo hat dies bisher funktioniert?

Menschen streben danach, sich mit einer Gruppe zu identifizieren, und wie ist dies einfacher möglich als mit Menschen der gleichen Hautfarbe oder mit solchen der gleichen politischen Einstellungen? Es bilden sich immer wieder Zweiklassengesellschaften, wie zum Beispiel in Südafrika zu Zeiten der Apartheid oder auch heute, in einem gewissen Ausmass, in Israel. Doch braucht es für



Bezeichnung festhalten wollen, nicht einfach bleiben, sondern riskieren eine Konfrontation, wenn doch alles so gut funktioniert? Dies haben sich auch viele Männer und Frauen in den späten 1960er Jahren gefragt, als die Debatte zum Frauenstimmrecht aufgekommen war. Logisch glauben wir, dass alles im Lot ist, wenn niemand die aktuelle Situation hinterfragt und zur Diskussion anregt. Es liegt aber in unserer Verantwortung, dies zu tun, obwohl es vielleicht manchmal einfacher wäre, den Mund zu halten und die politische und ökonomische Stabilität zu wahren.

die angesprochene Art der Diskriminierung wirklich die Multikulturalität? Populisten finden auch andere Mittel, um die Leute aufeinander loszuhetzen.

Am Beispiel von Ruanda sieht man, dass es keine Flüchtlingswellen oder «Massenwanderungen» braucht, um Hass zu schüren. Objektiv betrachtet handelt es sich bei diesem afrikanischen Staat um ein sehr homogenes gesellschaftliches Gebilde. Die Leute unterscheiden sich äusserlich kaum und leben gut durchmischt untereinander. Doch eines Tages macht sich eine populistische Partei ein uraltes Konstrukt zunutze, welches noch aus der Kolonialzeit stammt. Sie unterteilt die Bevölkerung in zwei Ethnien, die Hutu und die Tutsi. Was vorher vielleicht weitgehend vergessen war, war durch intensive Propaganda plötzlich wieder in den Köpfen der Menschen. Das Ganze führte schliesslich zu einem blutigen Völkermord, bei dem die Täter ihre Nachbarn oder ehemalige Arbeitskollegen abschlachteten. Dies ist sicher ein Extrembeispiel, doch es beweist, dass es keine offensichtlichen ethnischen Unterschiede zwischen den Menschen in einer Gesellschaft braucht, damit Diskriminierung möglich wird.

Zurück zur Frage, ob die toleranten Idealisten daran schuld sind, dass die Welt nach rechts rutscht. Natürlich ist jede politische Aussage automatisch eine Provokation oder wird als solche aufgefasst. Durch übertriebene Toleranz und generelle Offenheit gegenüber dem, was fremd ist, bietet man wiederum Nährboden für die Propaganda jener Leute, welche anderer Meinung sind. Wieso lassen es die Idealisten, wenn wir einmal an dieser

Zurück zur Ausgangsfrage: Ich würde zwar Menschen, welche besonders tolerant sind, nicht unbedingt als ausgesprochen human bezeichnen. Die wenigsten würden ihren eigenen Job an den Nagel hängen, um Platz für einen anderen Menschen zu machen. Wir sind nicht aus Selbstlosigkeit tolerant, sondern weil wir es uns erlauben können. Wir befinden uns in der privilegierten Lage, wo uns der eine oder andere Einwanderer nicht in unserer Existenz gefährdet.

Kann man aber die Menschen, welche friedlichen, homogenen Gesellschaften etwas aufzwingen wollen, deshalb für das Unheil, welches folgt, verantwortlich machen? Sind sie die Brandstifter für die Zukunft? Sicher machen sie es den Leuten einfacher, welche die Angst der Bevölkerung ausnutzen wollen, um ihre eigenen Ziele zu erreichen, dennoch sind die Idealisten nicht daran schuld, wenn die Situation eskaliert. Es ist gar nicht möglich, in Zukunft Konflikte zu vermeiden, indem sich die Idealisten einen Maulkorb überziehen. Denn wer die Macht an sich reißen will, findet immer eine Möglichkeit, Hass zu schüren und auf den Ängsten der Menschen aufzubauen. Angst ist ein fester Bestandteil des menschlichen Daseins, und wenn es keinen Grund zur Sorge gibt, wird schnell ein neuer Anlass oder ein Sündenbock gefunden.

•

Nihil-Artikel

Analog zu Loriots «Steinlaus» im klinischen Wörterbuch «Pschyrembel» haben die Schülerinnen und Schüler der Klasse G4d eigene Nihil-Artikel verfasst.

Gelbe Lampenkrabbe

VON KAI VOGT (G4D)

Gelbe Lampenkrabbe (engl.) yellow lampcrab; syn. *carcinus gilvus luminas*; gehörend zur Familie der *carcinus communis*; Erstbeschreibung 2001, allg. gehörend zur Gattung der doppelästigen Spaltfüssen; abstammend von der mittelasiatischen Wüstenkrabbe (Nachw. der Caritas-Communis Forschung); **Aussehen:** braungelbliche Grundfärbung, Unterseite hellgelb mit braunen Punkten, Durchmesser des Panzers bis zu 180 cm gross, kräftig ausgebildetes Laufbeinpaar, rechte 'Knackschere' äusserst scharf, die dritten Maxillipeden (vorderstes Mundwerkzeug) das Mundfeld vollständig bedeckend,

Besonderheiten: lampenähnliche Extremität über dem Kopf (syn. *luminas similis*);

Vorkommen: im Tropengebiet Asiens lebend, v. a. im Mangrovegebiet; menschen-scheu; wurde sowohl im Wasser als auch an Land gesichtet; oft in Mangrovenhöhlen und auf Baumwipfeln bleibend und dort ein kleines Nest aus Blättern bauend; Pleon (Hinterleib) des Weibchens rundlich und breit, beim Männchen eher dreieckig und schmal;

Fortpflanzung: (↗ Fortpflanzung der *Carcinus maenas*); abend- und nachtaktiv (Anpassung an die Flut, welche in der Nacht kommt); *luminas similis* als kleines Licht in der Nacht sichtbar, aufblitzend bei Gefahr, schreckt Feinde ab, lässt eine gute Nachtsicht zu und kann bei Menschen zu langfristigen Schädigungen der Augen führen;

Ernährung: v. a. Mangroveblätter, exotische Früchte; teilweise auch kleinere im Wasser lebende Tiere wie Kletterfische, Schwarznarbenkröten und Flussdelfine (umstritten);

Delikatesse: wird in Kambodscha in Dorfregionen als Delikatesse gegessen (Jagd nicht ungefährlich), Seit dem Jahre 2003 offiziell in der Liste der aussterbenden Tiere eingetragen (↗ WWF/Artenschutz, 2003); Erstentdeckung von Pi Shualong (1999, in der Nähe Koh Kongs).

•

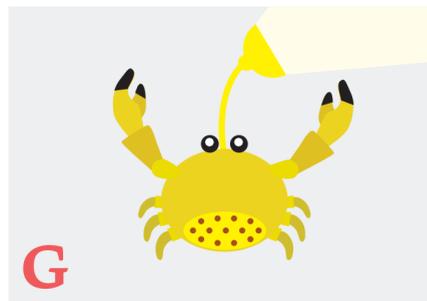


Abbildung 1: gelbe Lampenkrabbe

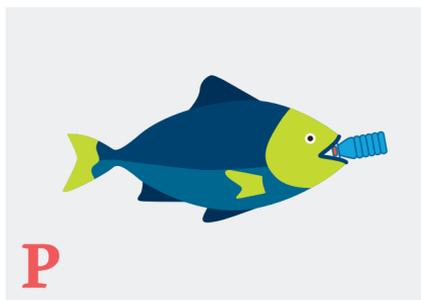


Abbildung 2: Polyethylenfisch

Polyethylenfisch

VON VINCENT STROBOS (G4D)

Polyethylenfisch m: syn. polyethylene piscis; zur Gattung der Pangasius (Klassifizierung umstritten) gehörender aus Südostasien stammender Fisch (M.: 12-17 cm; W.: 9-14 cm, gravide W. 1,5-2,1 cm grösser), dessen Existenz erst in jüngster Zeit (2016) dokumentiert werden konnte.

Verbreitung: jahreszeitlicher Fortpflanzungszyklus, bei dem der Eisprung der Weibchen mit der Hauptaktivität der Hoden bei den Männchen zusammenfällt; v. a. in Sedimentablagerungen und Korallenriff (lat. *alcyoneum scopulum*); Weltweite Abnahme durch ↗ globale Erwärmung wird diskutiert;

Ernährung: in freier Natur v. a. von ↗ Plankton (altgr. Πλαγκτόν = «das Umherirrende»), ↗ Algen (lat. *alga* = «Seegrass», «Tang») und anderen Meerestieren. Besonders ist aber seine Fähigkeit Plastik verdauen zu können;

Verdauung (engl. Digestion): Analogie zum ↗ Homo Sapiens, Nahrung wird durch Enzyme chemisch gespalten (vgl. Digestion). Der Polyethylenfisch besitzt aber im Vergleich zum Menschen und anderen bekannten Organismen das Enzym ↗ Alanin-Aminotransferase (ALAT), welches in der Lage ist, ↗ Polyethylenterephthalat und Plastik (Technopolymere) zu spalten. Somit können Polyethylenterephthalat und Plastik verdaut und als atoxische ↗ Monosaccharide ausgeschieden werden;

Gesellsch. Bedeutung: Seit der Entdeckung der Polyethylenfische wurden sie durch ihre Eigenschaft, Plastik und Polyethylenterephthalat zu spalten, benutzt, um Plastikmüll in den Ozeanen zu vernichten. Dadurch hat der weltweite Plastikmüll um 13,5% abgenommen und 100 Tierarten wurden vor dem Aussterben bewahrt.

•

Spitzbiber

VON TILL WETTSTEIN (G4D)

Spitzbiber (engl.) pointed beaver; syn. *Castor acutus*, zur Ordnung der ↗ Rodentia gehörendes, vor allem in Europa vorkommendes mikronisches Nagetier. Mit 7-8cm (M.) bzw. 4-5.5cm (W.) gehört der Sb. zu den kleineren Exemplaren seiner Gattung.

Gewicht bei M. ca. 50-60g, W. ca. 40-45g; bräunliches Fell mit dicken, borstigen Haaren, bewegt sich trotz kurzer Beine flink. Im Gegensatz zu seinem nächsten Verwandten, dem ↗ Castor fiber, ist der Sb. ein schlechter Schwimmer und meidet Wasser. Männliche Tiere besitzen einen langen, dunklen Schwanz (1.5-2.5cm), W. sind schwanzlos. Überdurchschnittliche Schwanzlänge bei M. gibt Aufschluss auf ein promiskuitives Paarungsverhalten. M. leben als Einzelgänger, W. in Verbänden von 3 bis 5 Tieren, Jungtiere suchen im Alter von 10 Wochen ein eigenes Revier. Sb. verfügen über ausserordentlich scharfe Schneidezähne, Zahnstruktur ähnlich wie bei Haien (↗ Selachii), ausgefallene Zähne wachsen innert 5 Std. nach.

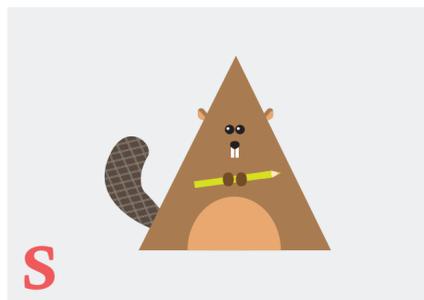


Abbildung 3: Spitzbiber

Verbreitung vor allem in städtischen Gebieten, nachtaktiv und sehr scheu, deshalb äusserst selten zu beobachten. Erstentdeckung 1953 durch einen Schüler der Gesamtschule Lindenthal (Kt. BE). Gemäss Studie der Universität Zürich (B. Castus et. al., 2009b) lebt der Sb. bevorzugt in Schularrealen, ernährt sich von Holzprodukten, insb. Bleistiften und verfügt über eine auffällige

Nagetechnik: Er nagt an Bleistiften, bis sie spitz sind, daher die Namensgebung (*castor acutus*). Abnehmende Population, vermutlich aufgrund von zunehmendem Elektromog, u.a. zurückzuführen auf technische Aufrüstung von Klassenzimmern und hohe Dichte an Handystrahlung. Gilt gemäss Artenschutz Schweiz als gefährdete Tierart (vgl. www.artenschutz.ch/cr.htm).

•

Ein Novum für die Kanti Hottingen

Die Schülerinnen und Schüler stammten aus verschiedenen Profilen, aus verschiedenen Stufen und verschiedenen Klassen. Aber sie hatten ein gemeinsames Ziel.

VON PIETRO TOMASINI

Im Rahmen eines Freifaches konnte zum ersten Mal die Mitarbeit in einem realen Projekt der Entwicklungszusammenarbeit angeboten werden. Prorektor Amstutz hatte sich für eine Zusammenarbeit mit International Project Aid (IPA) stark gemacht, einer Zürcher Organisation, die von Nicole Delavy (Lehrerin an der Kanti Hottingen) und Pietro Tomasini (Lehrer an der Kanti Enge) geführt wird. Stephan Amstutz hat das Freifach im Stundenplan untergebracht und die Werbemittel gerührt: An einer Infoveranstaltung in der Aula wurden die Schülerinnen und Schüler durch Delavy und Tomasini über das neue Angebot informiert. Mit Erfolg: 22 Anmeldungen für ein Freifach von 16.15 bis 17.55 Uhr dürften wohl nicht an jeder Schule zu verzeichnen sein.

Es war eine sehr bunte Gruppe, die sich im vergangenen Semester jeden Dienstag traf. Die SuS stammten aus verschiedenen Profilen (HMS und Gymnasium), aus verschiedenen Stufen und verschiedenen Klassen. Aber sie hatten ein gemeinsames Ziel: Ein Projekt der Entwicklungszusammenarbeit zu planen und zu realisieren, anderen Menschen zu helfen.

Eine grosse Aufgabe für Jugendliche. Pietro Tomasini übernahm die Leitung der Klasse. Die wichtigen Entscheidungen sollten aber die SuS treffen. Bei den dafür nötigen Recherchen stiessen sie auf wichtige und ganz unterschiedliche Stichworte, die es zu klären galt. Was ist Rechtspluralismus? Wie misst man Armut? Wie verläuft Typhus? Und dann die erste Entscheidung: IPA arbeitet in drei Ländern, wo sollte das Projekt der Klasse umgesetzt werden? Die Faktoren wurden abgewogen, und dann entschied sich die Klasse ganz knapp dafür, ein Projekt in Kamerun zu unterstützen. Fünf Projekte aus verschiedenen Bereichen wurden nun analysiert. Man stellte einander die Inhalte in kurzen Präsentationen vor. Schon stand die nächste Entscheidung an. Hier stellten sich die Jugendlichen eine der Grundfragen der Entwicklungszusammenarbeit: Bildung oder Grundbedürfnisse - was kommt zuerst? Spä-

testens hier ging das Konzept von IPA auf. Die SuS werden in die Rolle der Projektmanager versetzt, sie dürfen Entscheidungen fällen, müssen aber auch die damit verbundenen Arbeiten und Pflichten übernehmen. Unterricht ist jetzt keine Theorie mehr, das Beispiel kein Planspiel. Es ist ernst, es geht um Menschen in Not, und dieses Bewusstsein war in der Klasse deutlich spürbar. Man tat sich schwer mit dem Entscheid. Lange Diskussionen, Abstimmungen, sogar ein Rückkommensantrag. Schliesslich die knappe Entscheidung: Man wollte den Hunger bekämpfen und zugleich der Bauerngruppe in Sao (Nordkamerun) ein Einkommen ermöglichen.

Tragische Zustände in Kamerun

Nun mussten sich die Jugendlichen intensiv mit ihrem Projekt auseinandersetzen. Fragen an den lokalen Partner wurden gestellt, Kostenvorschläge angefordert, Bilder studiert. Die Antworten aus Kamerun bestärkten die Klasse in ihrer Entscheid. 90% der Menschen leben in Sao unter der Armutsgrenze. Die Reiserten sind minimal, Hunger und die Folgen von Mangel- und Fehlernährung alltäglich. 50 Familien befinden sich noch immer in einer Art Schuldklaverei, aus der sie sich ohne das Projekt nicht befreien könnten. Das liess niemanden kalt. Die Antwort: Ein Projekt für die Produktion von Reis und Gemüse, dazu (wenn möglich) ein Lagerhaus, um die Nachernteverluste zu verhindern. Wasserpumpen, Arbeitsgeräte, Saatgut, vor allem aber viel Ausbildung stehen im Zentrum des Projekts. Zwei Spezialisten sollen während neun Monaten mit der Bauerngruppe in Sao arbeiten, bis diese das Projekt sicher selbständig weiterführen kann.

Das Formulieren des Projektbeschreibs, das Berechnen eines Budgets und die Kontaktaufnahme mit institutionellen Spendern waren echte Herausforderungen, zumal zudem der Zeitdruck im ganzen Kurs sehr hoch war. Am Ende stand ein grosses Projekt, das für die 1'700 Begünstigten die Chance ihres Lebens werden könnte - wenn es denn finanziert

werden kann. Mit CHF 97'500.- haben sich die Jugendlichen an etwas Grosses gewagt. Die Unterteilung in Unterprojekte, die auch einzeln durchgeführt werden können, erhöht aber die Chance, dass den Menschen in Sao mindestens in einem Teilbereich geholfen werden kann.

Entsprechend gross war die Motivation vieler Jugendlicher. «Wir sind auch bereit, über den Kurs hinaus für das Projekt zu arbeiten», meinten zwei Schülerinnen, und später schlossen sich ihrem Angebot drei weitere an. Im Bereich des Fundraisings entstanden auf Initiative der SuS die verschiedensten Aufgaben. Der Brief an den Rotary Club musste sorgfältig formuliert, die Sitzung mit dem Pfarrer vorbereitet werden. Eine private Adresssammlung und die Planung eines Sponsorenlaufs waren weitere zentrale Aspekte des Fundraisings. Vor allem aber hoffen die Jugendlichen auf die Unterstützung von Stiftungen.

Win-Win-Situation

Der Kurs ist abgeschlossen - noch läuft die Sammlung. Der Rückblick zeigt: Das neue Freifach ist auf gutem Weg, sich an der Schule zu etablieren. Alle SuS fänden es gut, wenn die Zusammenarbeit zwischen der Schule und IPA weitergehen würde. «Genau so habe ich mir das vorgestellt», meinte auch Prorektor Amstutz nach dem Besuch einer Doppelkolektion. Ein weiterer Freifachkurs soll im Frühlingsemester 2019 angeboten werden, diesmal von Nicole Delavy geleitet. Das Feedback der Jugendlichen zeigt, wo vielleicht noch Verbesserungspotenzial besteht: Man wünscht sich

mehr Lektionen, um sich noch intensiver mit Fragen der Entwicklungszusammenarbeit und dem eigenen Projekt auseinandersetzen zu können. Insgesamt aber dürften auch die Jugendlichen der Kanti Hottingen vom Kurs profitiert haben. «War super! Ich habe sehr viel gelernt», hiess es denn auch in einem Feedbackformular. Und weil es ein Freifach ist, erhalten die SuS auf Wunsch das Dossier FREIWILLIG ENGAGIERT - eine schweizweit anerkannte Dokumentationsmappe, in der unentgeltliches Engagement festgehalten werden kann. Viele von der Klasse werden davon noch profitieren, wenn sie sich bei einer Firma um eine Stelle bewerben.

Am glücklichsten werden aber die Menschen in Sao sein. Die Vorstellung, dass 17- und 18-Jährige ihnen ein Projekt und damit eine Chance dieser Grössenordnung eröffnen, ist für sie zwar schwer zu verstehen. Im Dorf aber ist man entschlossen, diese Chance zu packen und viel Arbeit zu investieren. Ernährungssicherheit und ein Einkommen durch den Verkauf von Überschüssen werden plötzlich möglich. Ein gutes Gefühl - auch für die SuS der Kanti Hottingen. Eine Win-Win-Situation eben.

•



Die Schülerinnen und Schüler des Freifachs «internationale Zusammenarbeit» (Copyright: Pietro Tomasini)

Deux semaines à Vichy

Un séjour linguistique



Opera de Vichy

VON NOEMI DEBELLIS (H3A)

Un dimanche, je suis partie pour Vichy, 8 ½ heures de voyage en train. À Zurich, j'ai rencontré trois filles des classes parallèles et nous avons voyagé ensemble. À Genève, nous avons dû changer de train. Le personnel nous a informées que le train pour Lyon était annulé. Franchement, je n'ai pas compris un seul mot, mais heureusement une des autres filles, et ainsi nous avons trouvé le bus qui nous a emmenées à Ambérieu-en-Bugey, où nous avons repris le train. Et moi, j'ai réalisé que l'aventure avait commencé... À Vichy, la famille d'hôte m'a accueillie à la gare et m'a emmenée chez eux. Avant le dîner j'ai eu le temps de ranger mes affaires. Pendant le repas j'ai fait connaissance du fils de la famille et de l'autre étudiant qui venait

d'Arabie Saoudite, et d'un ami de la famille. C'était trop de français pour une journée et j'étais très fatiguée. Lundi matin, Madame Gras m'a accompagnée à l'école qui était toute proche de la maison. Que ce soit en Suisse ou en France, il n'y a pas de grande différence – à l'école il faut apprendre et ça veut dire des tests et des devoirs! Moi, j'avais des cours en classe le matin et l'après-midi des cours de DELF. Chaque semaine avait un thème et toutes les leçons, le vocabulaire et les sujets des discussions se référaient au thème. La composition de la classe changeait chaque semaine, les élèves ainsi que le professeur. À cause de cela, on ne pouvait pas se lier d'amitié avec d'autres élèves. Donc nous quatre filles suisses passions la pause de midi et le temps après l'école ensemble. Nous cherchions un restaurant à midi, buvions un thé ou un café l'après-midi, allions faire du shopping et explorions la ville de Vichy. Vichy est une ville pleine d'histoire, de belle architecture et il y a des sources thermales. L'eau a un goût fort de sel et de quelque chose d'indéfinissable. Les habitants remplissent des bouteilles à la source et les emmènent à la maison. Nous avons rempli et emporté quelques bouteilles en Suisse. Après une semaine, l'eau sentait moins de sel.

Pendant le weekend, nous nous promenions à la belle rive du fleuve et comme les magasins étaient ouverts, nous faisons les magasins aussi le dimanche. Le dimanche après-midi, nous allions à la station thermale. Le prix d'entrée était très cher: 36 euros! Mais j'étais déçue de la station, qui n'est qu'une vieille piscine avec de l'eau thermale... Il faisait souvent mauvais temps et j'ai réalisé que ma mère avait eu raison quand elle m'avait dit de prendre des vêtements chauds. Mais moi, adolescente tête, pensais que je le savais mieux et par conséquent, j'avais froid tout le temps. Ma chambre était au deuxième étage, directement sous le toit où le chauffage était mauvais. Quand, après deux semaines, ma mère est venue me chercher, j'étais très heureuse qu'elle m'avait emporté quelques pulls chauds!

•

Warum überhaupt Umweltschutz?

Sind wir tatsächlich an der Erhaltung dieser Erde interessiert oder «nur» an derjenigen des Menschen?

VON RUFUS BUTZ

Max Frisch stellte 1966 in seinem berühmten Fragebogen als Erstes die Frage: «Sind Sie sicher, dass Sie die Erhaltung des Menschengeschlechts, wenn Sie und alle Ihre Bekannten nicht mehr sind, wirklich interessiert?» Ähnlich könnte man fragen: «Sind Sie sicher, dass Sie die Erhaltung der Natur/Umwelt, wenn Sie und alle Ihre Bekannten nicht mehr sind, wirklich interessiert?» Betreiben wir Umweltschutz, weil wir die Umwelt an sich schützen, bewahren, erhalten wollen, oder tun wir es doch «nur» aus einer anthropozentrischen beziehungsweise – wenn wir mehr nur auf uns und unsere Angehörigen fokussieren – egozentrischen Perspektive? Umweltschutz ist heute selbstverständlich geworden, (fast) niemand stellt ihn mehr ernsthaft in Frage. Da hat sich in den letzten dreissig Jahren viel getan. Vor sechzig Jahren hätte man wohl noch gar nicht gewusst, was damit gemeint sein soll, erst durch die Deep-ecology-Bewegung und die Achtzigerjahre des vorigen Jahrtausends ist ein Bewusstsein gewachsen vom Zusammenhang unseres Handelns mit Folgeschäden in der Umwelt, die dann wieder zum Menschen zurückführen... (Kybernetik lässt grüssen). Keineswegs soll hier der Umweltschutz radikal in Frage gestellt werden, dennoch finde ich es wichtig, die radikale Frage nach dem Grund unseres Tuns (im Bereich Umweltschutz natürlich) aufzuwerfen. Meines Erachtens ergibt Umweltschutz Sinn, wenn wir ihn betreiben als Schutz unserer natürlichen Lebenssphäre, um das Leben und Überleben aller empfindsamen Lebewesen, insbesondere der Menschen, zu sichern – soweit das möglich ist. Denn selbstverständlich sind wir Menschen bei allen Bemühungen in punkto Umweltschutz

immer auch Schmarotzer, Parasiten. Die anthropozentrische Umweltschutz-Deutung scheint mir also zuzutreffen, und sie geht immerhin über die (weit gefasste) egozentrische Lesart hinaus, weil es ja nicht nur um die Sicherung des Überlebens von uns selbst sowie unserer Nächsten geht, sondern – etwas pathetisch ausgedrückt – um das Überleben der ganzen Menschheit inklusive kommender Generationen. Wir wollen ja unseren Kindern und Kindeskindern (und wenn wir selbst keine Kinder haben, dann wohl denen unserer Angehörigen und Freunde) eine Welt hinterlassen, in der sie ähnlich gut und anständig leben können, wie wir es können/konnten (Hans Jonas hat diese Gedanken sehr ausführlich behandelt). Zudem scheint mir die Ausweitung auch auf die Tiere wichtig: Auch ihnen gilt ein artgerechtes Leben in ihrem Lebensraum zuzugestehen.

Ob die Natur (oder Umwelt oder Mitwelt, wie sich Meyer-Abich ausdrückt) aber unabhängig von uns an sich einen Wert darstellt und somit zu achten und zu schützen ist, weiss ich nicht. Das machte meines Erachtens nur Sinn, wenn wir eine theologische oder spirituelle Perspektive auf die Natur einnehmen würden. Entweder wäre die Natur dann von Gott als an sich werthaft erschaffen zu betrachten (andere Optionen bezüglich des Naturverständnisses sind natürlich auch in theologischer Hinsicht möglich!), oder aber – das ist die spirituelle Variante – man erfasste die Natur als an sich schöpferische Kraft, als pantheistische natura naturans, als mystischen Urgrund von allem. Mir erscheint die zweite Variante plausibler, tragfähig indes für einen breit abgestützten Umweltschutz sind wohl beide Perspektiven nicht. Bleibt also die auf den Menschen (und die Tiere) zentrierte Sicht, die genug tragfähig ist! Und zudem gilt hier wie bei vielem: Wir tun etwas, ohne immer mit vollständiger Gewissheit sagen zu können warum genau. Denn sie wissen nicht (immer), warum sie's tun...

•



Rufus Butz,
Deutsch- und Philosophielehrer

Der erste Homecoming Day der Kanti Hottingen

Herzliche Wiedersehensfreude, Interesse, Erinnerungen und vielleicht auch ein bisschen Wehmut belebten den gelungenen Abend im sommerlichen Park der Kanti Hottingen.

VON CORNELIA HEINZ

Was ist das Besondere daran, wenn man nach längerer oder kürzerer Zeit der Abwesenheit «nach Hause kommt»? Alles sieht vertraut und doch ein bisschen fremd aus, es riecht aber so, wie es immer gerochen hat und der Hick im Schrank links unten ist auch noch da. Vom Gang gehen wie früher die Zimmer ab und das Licht kommt von der Seite. Es sind Zimmer mit chemischen Versuchsanordnungen, mit Fotografien von Milben unter dem Elektronenmikroskop, mit Ankündigungen von Ausstellungen längst vergangener Tage, mit Nachdrucken berühmter Gemälde oder mit Statistiken zur Verteilung von Arm und Reich in Europa und der Welt an den Wänden. In den Turnhallen hängt schwer der Schweiß unzähliger Sportstunden. «Ach ja, das waren die guten alten Zeiten», dachten sich so manche an diesem Abend... Über 400 ehemalige Schülerinnen und Schüler unserer Schule haben uns am 15. Juni die Ehre erwiesen und sind der Einladung zum ersten Ehemaligentreffen gefolgt. Wir trafen auf arrivierte Damen, gesetzte Herren, selbstbewusste Studentinnen, die die HMS abgeschlossen hatten und sich nun in der Wirtschaftsinformatik, einer Männerdomäne, behaupten, oder Studenten, die zum zweiten Mal die Fachrichtung wechseln und diesmal – aber ganz sicher! – das gefunden haben, was sie wirklich gefangen nimmt. Unsere pragmatischen ehemaligen IMS-Ler verringern erfolgreich den Fachkräftemangel in der Informatik.

Die einen hat es für längere Zeit ins Ausland gezogen, an exotische Orte wie Jordanien oder Palästina oder zu gängigen Zielen wie die USA oder Frankreich. Die anderen bleiben verwurzelt hier in Zürich, gründen ihre eigene Firma oder steigen in der Kommunikationsbranche zu Ehren auf. Viele Banken setzen auf unsere ehemaligen Absolventinnen und Absolventen. Andere lassen den akademischen Ballast hinter sich und absolvieren eine Lehre, z. B. als Maler, die sie zutiefst befriedigt. Wiederum andere zieht es nach Genf in die internationale Welt der Diplomatie oder nach Basel, wo sie Psychologin werden, und etliche fühlen sich von einem kleinen Städtchen in der Ostschweiz angezogen. Das Schönste war an diesem Abend für uns Lehrerinnen und Lehrer, dass wir erleben konnten, was alles aus unseren Schützlingen geworden ist. Das war vor allem möglich, weil wir alle unbeschwert und offen auf Augenhöhe miteinander plaudern konnten. Denn eine gewichtige Barriere, die oftmals unbeschwerter Unterhaltungen verunmöglicht, war in eine ferne Vergangenheit entrückt: nämlich das strukturelle Hierarchiegefälle zwischen Lehrer und Schüler. Mein herzlicher Dank geht an alle Kolleginnen und Kollegen, die bei den Vorbereitungen mitgeholfen haben und ebenso an alle, die gekommen sind und damit diesen Abend in dieser Form erst ermöglicht haben.

•

Hasi verabschiedet sich

Prorektor Hans Suter blickt auf 35 Jahre Kanti Hottingen zurück.

VON HANS SUTER

Nach 35 erlebnisreichen Jahren an der Kanti Hottingen gehe ich nun per 31. August 2018 in den Ruhestand. Ich möchte meine Zeit als Lehrperson für Sport und Geographie und als Mitglied der Schulleitung an der Kanti Hottingen kurz Revue passieren lassen – eine Zeit, in welcher sich die Kanti Hottingen in sehr vielen Bereichen verändert und weiterentwickelt hat.

Fünf verschiedene Rektoren haben in diesen 35 Jahren unterschiedlich lang die Schule geführt. Ich kann mich noch sehr gut erinnern, wie Rektor Jakob Isler mit mir in seinem ehrwürdigen Büro das Vorstellungsgespräch führte. Die Wahl zur Mittelschullehrperson MbA für das Fach Sport machte mich unglaublich glücklich – war ich nun doch festes Mitglied des 65-köpfigen Lehrkörpers. Die meisten Lehrpersonen waren damals noch zu 100% angestellt. Heute unterrichten an der Kanti Hottingen rund 110 Lehrpersonen mit kleineren und grösseren Teilpensen. Nur gerade noch zehn von ihnen sind zu 100% angestellt. Diese Tatsache widerspiegelt die Entwicklungen der letzten 35 Jahre: Die Schülerzahlen sind von ca. 450 auf gut 800 angestiegen und auch das Bildungsangebot wurde kontinuierlich erweitert. So wurden in dieser Zeit verschiedene Akzente und die Immersion in Englisch eingeführt, die Informatikmittelschule ins Leben gerufen und ins Bildungsangebot der Kanti Hottingen aufgenommen. Auch die Handelsmittelschule hat sich in dieser Zeit weiterentwickelt. Der Ausbau des Bildungsangebots hat dazu beigetragen, dass sich die Kanti Hottingen in der Bildungslandschaft des Kantons Zürich optimal positionieren konnte.

Diese Weiterentwicklung war nur möglich, weil innovative Lehrpersonen diese Entwicklung angestossen haben und der ganze Lehrkörper bei der Umsetzung mitgeholfen hat. Ich habe mich in diesem Lehrkörper immer sehr wohl und akzeptiert gefühlt und ich hatte die Möglichkeit, in verschiedenen Projektgruppen mitzuarbeiten, als Stundenplanordner zu wirken, Mitglied des Careteams zu sein, mich in den Kommissionen «Ethik-Ökologie», «Maturitätsarbeiten» und «Vergnügungskomitee» aktiv einzubringen, als Vertreter der Lehrerschaft die Schülerorganisation

zu beraten, während einigen Jahren als Co-Präsident die Lehrerkonvente zu leiten und als Fachvorstand der Fachschaft Sport ein grossartiges Team zu führen. Ich bin dankbar, dass ich mit meinem Engagement die Schulkultur mitgestalten durfte. Anlässe mit Schülerinnen und Schülern wie die 22 Skilager auf dem Jakobshorn in Davos, die unzähligen Sporttage in Uster, die verschiedenen Arbeitswochen und Maturereisen, die Studientage, die Gartenfeste, die Theatervorstellungen, die Jahres- und Weihnachtskonzerte und vieles mehr werden mir in bester Erinnerung bleiben. Als Lehrperson und später als Mitglied der Schulleitung in der Funktion als Prorektor habe ich mich mit Lehrpersonen sowie SuS ausgetauscht, wir haben zusammen gelacht, diskutiert und darüber philosophiert, was guten Unterricht ausmacht. Viele dieser Begegnungen haben mir aufgezeigt, wie unterschiedlich Probleme angegangen oder gelöst werden können, und keines dieser Gespräche möchte ich missen. Sie haben mich oft weiter gebracht, mir bisweilen die Augen geöffnet und mich darin bestärkt, dass es viele unterschiedliche Wege gibt, Ziele zu erreichen, Probleme zu lösen und Menschen glücklich zu machen. Ich bin sicher, dass die Kanti Hottingen als attraktive Bildungsstätte wahrgenommen wird und als innovative Schule optimistisch in die Zukunft blicken kann. Mit grossem Interesse werde ich ihre Weiterentwicklung mitverfolgen und die persönlichen Beziehungen weiter pflegen. Liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Schülerinnen und Schüler, liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Kanti Hottingen: Zurück bleiben wunderschöne Erinnerungen und Begegnungen mit wunderbaren Menschen – meine Zeit an der Kanti Hottingen war grossartig und geht nun zu Ende. Ich bin glücklich und dankbar, dass ich das erleben durfte und euch alle kennen gelernt habe. Diese 35 Jahre haben Spuren hinterlassen, grosse und kleine, die damit verbundenen Erinnerungen werden bleiben. Ich bin sicher, dass ich in meinem neuen Lebensabschnitt auf viele dieser Erfahrungen werde zurückgreifen können, denn den «Rucksack KSH» werde ich nie ablegen.



Hans Suter, Prorektor

Ist die Honigbiene der einzige Bestäuber?

In der Schweiz sind 614 verschiedene Bienen- und Wildbienenarten bekannt. Alle tragen zur Bestäubung von Pflanzen bei – doch nicht alle gleich stark. Welche sind die wichtigsten?

VON CHRISTOPH MEIER

Auch in diesem Sommer fliegen viele Insekten von Blüte zu Blüte, um Nektar zu saugen und dabei gleichzeitig die Pflanzen zu bestäuben. Bei Bestäubern denken die meisten Leute zuerst an die Honigbiene, die seit vielen Jahrhunderten domestiziert ist. Das heisst, dass der Mensch – die Imker – den Bienen Nist- und Überwinterungsmöglichkeiten geben und dafür den Bienen den begehrten Honig abnehmen. Dass es aber nebst der Honigbiene alleine in der Schweiz noch 613 andere nachgewiesene Bienenarten gibt, die keinen Honig produzieren, ist weniger bekannt.

Über «die Biene», gemeint ist die Westliche Honigbiene (lat. *Apis mellifera*), lernen die meisten Leute einiges in der Primarschule, so über den Aufbau des Volkes und den Schwänzeltanz, mit dem Bienen anderen Bienen «mitteilen» können, wo sich eine lohnenswerte Nahrungsquelle befindet. Wahrscheinlich haben auch die meisten schon vom Bienensterben gehört. Gründe dafür sind der Einsatz von Pestiziden, allen voran von Neonicotinoiden, die Vergrösserung von Monokulturen – z.B. von Mais, der den Bienen nichts nützt –, die Varroamilbe und evtl. die immer dichtere Verbreitung von Handyantennen, welche das Ortungssystem der Bienen durcheinanderbringen können. Ähnliche Probleme haben auch die Wildbienen. Wildbienen sind aber nicht einfach normale Honigbienen, die wild nisten, sondern es handelt sich um andere Arten, die manchmal gar nicht wie die gelb-schwarz gestreiften Bienen aussehen. Die kleinste Biene der Schweiz ist mit rund 3 Millimetern die Steppenbiene und die grösste ist mit fast 3.5 Zentimetern die Königin der Erdhummeln. Einige Arten leben alleine, andere in Gruppen oder in richtigen «Staaten» mit Tausenden von Bienen.

Für die «Wildbienen» haben wir im Wäldli der Kanti Hottingen vor ein paar Jahren zwei Wildbienenhäuser aufgestellt. Leider wurden sie nicht so stark genutzt, weil der Standort und die verwendeten Niströhren nicht optimal sind.

Die wichtigste Wildbienenart ist die Dunkle Erdhummel (lat. *Bombus terrestris*). Manche schätzen ihre Wichtigkeit für die Bestäubung sogar als grösser ein als die der Honigbiene, weil sie im Gegensatz zur Honigbiene auch in Gewächshäusern (vor allem Tomaten und Obst) eingesetzt werden kann. Die Honigbiene orientiert sich an polarisiertem Sonnenlicht, das in Gewächshäusern fehlt. Die Hummeln hingegen orientieren sich viel stärker am Gelände und an Objekten. Die Erdhummel lebt in Gemeinschaften von ein paar Hundert Individuen. Im Gegensatz zu Honigbienen fliegen die Hummeln auch bei regnerischem und kaltem Wetter. Das führt auch dazu, dass sie an jedem Tag zwei bis vier Stunden länger unterwegs sind und dementsprechend mehr Blüten bestäuben können.

So können die Erdhummeln gezüchtet und «portionenweise» verschickt werden. Die Firmen müssen dazu «nur» einen Weg finden, die befruchteten Königinnen, die als einzige den Winter überleben, dazu zu bringen, statt im Frühjahr – also nach einer längeren Kälteperiode – auch zu einer «falschen» Jahreszeit wieder mit dem Nestbau und Eierlegen zu beginnen. Vor dem Verschicken werden die Hummeln auf Parasitenbefall untersucht. Unabhängige Untersuchungen haben aber gezeigt, dass nichtsdestotrotz in den Gewächshäusern bis zu 75 % der Zuchthummeln von Parasiten befallen sind. Weil einige dieser Hummeln natürlich in die Umgebung entweichen, tragen sie diese Parasiten dann auch mit in die natürliche Umgebung. Dies kann den «Naturwildbienen» wiederum schaden. Alles in allem verrichten die Bienen, Hummeln und alle anderen Wildbienen einen unverzichtbaren Beitrag zur Erhaltung unserer Natur. Wir sollten diesen kleinen Tieren deshalb Sorge tragen.



Christoph Meier, Physiklehrer

September 2018

- 6. Schulreise 1. Klassen Kontaktseminar H3/I3
- 10. Knabenschiessen, unterrichtsfrei ab 11.35 Uhr
- 20. IMS Alumni, KBW, 18 Uhr

Oktober 2018

- 1.-5. Arbeitswochen, Modulwochen (IMS), Studienreisen (G4, H3)
- 8.-19. Herbstferien
- 22. Schulbeginn
- 29./30. Aufnahmeprüfung IMS (nicht unterrichtsfrei)

November 2018

- 13. Infoabend Gymnasium und HMS, Aula, 17.30 Uhr und 19.30 Uhr
- 22./23. Weiterbildung Lehrerschaft (unterrichtsfrei, SOL)

Dezember 2018

- 5. Forum KSH, Aula, 10.40-12.25 Uhr
- 20. Weihnachtskonzert, Aula, 18.30 Uhr
- 24. Weihnachtsferien

Januar 2019

- 7. Schulbeginn
- 31. Ende Probezeit

Februar 2019

- 1. Präsentation Maturitätsarbeiten, 7.45-18.00 Uhr
- 11.-22. Sportferien
- 11.-15. Schneesportlager KSH
- 25. Schulbeginn

März 2019

- 6. Besuchstag
- 7.-11. Orchesterlager
- 12./13. Aufnahmeprüfung (unterrichtsfrei, SOL)
- 27. Aufnahmeprüfung mündlich (unterrichtsfrei, SOL)

ZUM TOD VON IRENE STURZENEGGER

Wir trauern um Irene Sturzenegger, die am 21. Juni 2018 den Kampf gegen den Krebs endgültig verloren hat. Irene war seit 2005 als Sekretärin an unserer Schule tätig. Mit ihrem Tod verlieren wir nicht nur eine wertvolle Mitarbeiterin und geschätzte Kollegin, sondern auch einen lieben Menschen. Irene hatte immer für alle ein offenes Ohr und ein nettes Wort. Ihre Fröhlichkeit, ihre Wärme und Herzlichkeit fehlen uns. Sie wird uns auch mit ihrer bewundernswert positiven Haltung – bis zu Letzt – und ihrem Kampfgeist immer in Erinnerung bleiben. Wir vermissen sie sehr!

(Ein Nachruf folgt Ende Jahr im Jahresbericht.)

IMPRESSUM

Redaktionsschluss Nr. 1/2019:
1. März 2019

Redaktion:
Barbara Ingold (b.ingold@ksh.ch),
Sandra Nussbaumer (s.nussbaumer@ksh.ch)

Mitwirkende an dieser Nummer:
Rufus Butz, Noemi Debellis, Simon Haas, Cornelia Heinz, Lukas Helm, Barbara Ingold, Lionel Lindt, Christoph Meier, Sandra Nussbaumer, Jonas Projer, Beda Riklin, Verena Stauffacher, Vincent Strobos, Hans Suter, Pietro Tomasini, Kai Vogt, Pascale Vontobel, Till Wettstein

Fotografien:
Ava AG, Jean-Luc Grossmann, Simon Haas, Pietro Tomasini

Gestaltung:
gyselroth™ – Agentur für Brand Identity und Digital Media,
Simon Haas (BG-Seite)

Druck:
Bühler Druck AG, Schwerzenbach

Das Kühlschranks-Trauma

Ein relativierendes Plädoyer für den Perfektionismus

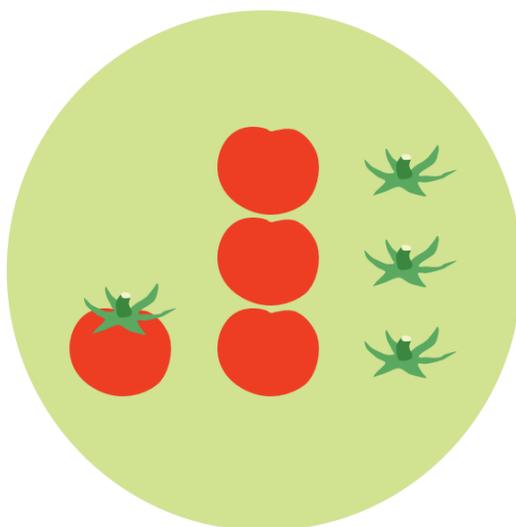
VON BARBARA INGOLD

Alle Wege führen nach Rom, heisst es im Volksmund. Mag sein, aber es gibt doch geeignetere und ungeeignetere Wege, sicher auch Sackgassen, Um- und Abwege, auf denen man nie nach Rom gelangt. Und das gilt für vieles im Leben: Man kann unbekümmert drauflos wursteln, oder eine Sache bewusst und überlegt angehen, was im Moment vielleicht etwas Mühe kostet, sich langfristig aber meist auszahlt. Die bedachte Herangehensweise kann zwanghaft werden und wird dann von Wurstlern Pedanterie geschimpft, dabei ist sie bloss Ausdruck eines gewohnheitsmässigen Perfektionismus. Perfektionisten haben ihrerseits wenig Verständnis für Wurstler, die unterwegs sind wie OL-Läufer ohne Karte. Doch sie können nicht anders, denn Perfektionismus ist eine Haltung, die man früh erwirbt und nur schwer wieder los wird.

Meine Pingeligkeit geht auf meine Mutter zurück, die sie wiederum von ihrer Mutter hatte, die ihrerseits ebenso erzogen wurde und so weiter – das Pedanten-Karma ist erbarmungslos. Konkret manifestierte es sich in Form unzähliger Hausregeln, die jeder noch so banalen Alltagsverrichtung eine korrekte Art der Ausführung diktierten. Davon abweichende Spielarten waren verpönt, indes nie ohne einleuchtende Begründung, denn es gab immer einen guten Grund, die Dinge so und nicht anders zu machen. So gab es die korrekte Art Fleisch zu schneiden, Schuhe zu binden, Wäsche zu falten, Fisch zu entgräten, Pakete zu schnüren, Eier zu kochen, diese zu köpfen, die Nase zu schnäuzen, Blumen zu giessen, den Bleistift zu spitzen, ein Bild aufzuhängen, Geschirr zu spülen, Spaghetti zu essen, in Büchern zu blättern, Zecken zu

ziehen, Trauben zu klauben, Kerzen zu löschen, Feuer zu machen, den Rasen zu mähen, Tuben zu schliessen, Nägel zu kappen, den Besen zu führen, Orangen zu schälen, Betten zu machen, Milch einzuschicken, Raketen zu zünden, Zopfteig zu kneten, Pullover zu trocknen, den Tisch abzuwischen oder den Kühlschrank zu füllen (nämlich Milchprodukte zuoberst, in der Mitte Fleischprodukte, Gemüse zuunterst, Angeschchnittenes im Tupperware). Der Gebote waren viele und für uns Kinder hatten sie anfänglich den Charakter von Naturgesetzen, denn unsere sonst warmherzige Mutter mutierte bei Zuwiderhandlung schnell zur Naturgewalt. Doch einmal verinnerlicht, entfalten die optimalen Problemlösungsansätze ihre fast ästhetisch anmutende Logik und sie scheinen einem so einleuchtend, so praktisch, so wahr, dass man sie kaum mehr in Frage stellt. Die Selbstverständlichkeiten, mit denen wir aufwachsen, verallgemeinern wir dann gerne, und es ist ein schmerzhafter Prozess zu lernen, dass die Dinge auch ganz anders angegangen werden können, dass es noch andere Wahrheiten gibt.

Der Tendenz zur perfektionistischen Intoleranz wurde ich mir als Teenager erstmals gewahr. Es sollte ein romantisches Wochenende werden im Elternhaus meines damaligen Freundes. Seine Eltern waren kurz verreist, wir hatten sturmfrei und genossen den Umstand. Irgendwann stand ich dann in der fremden Küche vor dem Kühlschrank, den ich aus Neugier öffnete. Ein Anblick des Grauens! Da manifestierte sich ein riesengrosser Irrtum – der Inhalt war komplett falsch sortiert: Milch in der Gemüseschublade, Fleisch auf der obersten Ablage, Gammelgemüse neben angeschnittenem Käse im Mittelfach... Wer auch immer hier den Haushalt schmiss, war offensichtlich schwer überfordert. Mein



Freund weilte gerade im Bad und so brachte ich die Sache kurzerhand in Ordnung, reinigte bei der Gelegenheit auch gleich noch die verklebten Ablagen und entsorgte einige längst abgelaufene Konserven. Ich fühlte mich dabei wie das Christkind persönlich, überzeugt, den mir noch unbekanntem Eltern mit meiner spontanen Aufräumaktion eine grosse Freude zu machen. Doch weit gefehlt, von Dankbarkeit keine Spur! Die Hausherrin bekam einen Wutanfall, mein völlig ahnungsloser Freund tüchtig die Kappe gewaschen, und ich lernte die nicht-territoriale Bedeutung von *Grenzüberschreitung*. Es sollte nicht beim Kühlschrank-Gate bleiben, doch entwickelte ich mit der Zeit eine gewisse Toleranz für die «Schlampigkeit» meiner Mitmenschen, solange sie nicht im selben Haushalt wohnten. Missionarischer Eifer erfasste mich erst wieder nach jahrelanger Gender-Gehirnwäsche am Deutschen Seminar der Uni Zürich. Sexismus in Gesellschaft und Sprache war *das* grosse Thema der späten 80er und politisch korrekter Sprachgebrauch das Gebot der Stunde. Auch hier brauchte es ein heilsames Schlüsselerlebnis. Diesmal war es die Begegnung mit einer Ostdeutschen während einer Zugfahrt durch die damalige DDR. Sie sei Zoodirektorin in Stralsund. Ich mache das Lehramt. «Ah, du bist Lehrer?» «Lehrerin! Und du bist Zoodirektorin!», korrigierte ich reflexartig. «Ach, ihr im Westen mit eurer Wortklauberei. Uns ist das einerlei. Dafür sind Frauen hier aber tatsächlich Direktor, während sie bei euch bloss über die korrekte Bezeichnung für Kaderpositionen streiten.» - Wo sie recht hatte, da hatte sie recht, die Ossifrau! Dass feministische Belehrungen nicht immer willkommen sind, ja in einem divergenten kulturellen Kontext möglicherweise unangebracht, musste ich auch in den frühen 90ern in Vanuatu feststellen. Patriarchale Stammesgesellschaften funk-

tionieren nach ganz anderen Regeln, und was auf den ersten Blick wie ein sexistischer Albtraum daherkommt, entpuppt sich bei genauerer Betrachtung als schlichter Pragmatismus. Mein anfängliches Mitleid mit den einheimischen Frauen war schon deshalb deplatziert, weil in ihren Augen *ich* solches verdiente: fern meiner Sippe, unverheiratet, kinderlos... Ungebundenheit erscheint wenig erstrebenswert, wo Eingebundenheit alles bedeutet. Offensichtlich fühlte sich auch niemand benachteiligt. Für sie waren die bestehenden Verhältnisse genauso unangefochten selbstverständlich wie ehemals Mutters Hausregeln für uns Kinder. Nach Jahren vergeblicher Liebesmüh fühlte ich mich an mein Kühlschranks-Trauma erinnert: Du sollst andere nicht zwangsbeglücken, auch wenn du den Königsweg zu kennen glaubst. Dies gilt für viele gesellschaftliche Belange, sogar für Staatsformen, denn was sich hierzulande bestens bewährt, kann woanders grandios scheitern.

Mein Hang zum Perfektionismus ist nach wie vor ungebrochen. Gerade in pluralistischen Zeiten von Multikulti, Genderfluidität, Religionseklektizismus, Fake News, schwindender Selbstverständlichkeiten also, gibt ein bisschen Rigidität im Alltag den nötigen Halt. Wenigstens im Kühlschrank herrscht kontrollierbare Ordnung. Zumindest versuche ich, mein Umfeld nur moderat mit meiner Pedanterie zu behelligen. Schliesslich will ja gar nicht jeder nach Rom.